

**Nigel Farage, Walter Kielholz, Giorgio Napolitano, Lennart Bengtsson**

Nummer 22 – 28. Mai 2014 – 82. Jahrgang  
Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

# DIE WELTWOCHEN



## **Böse Fee**

Ein Gespräch mit Angelina Jolie.

*Von Sven Michaelsen*

## **Putin intim**

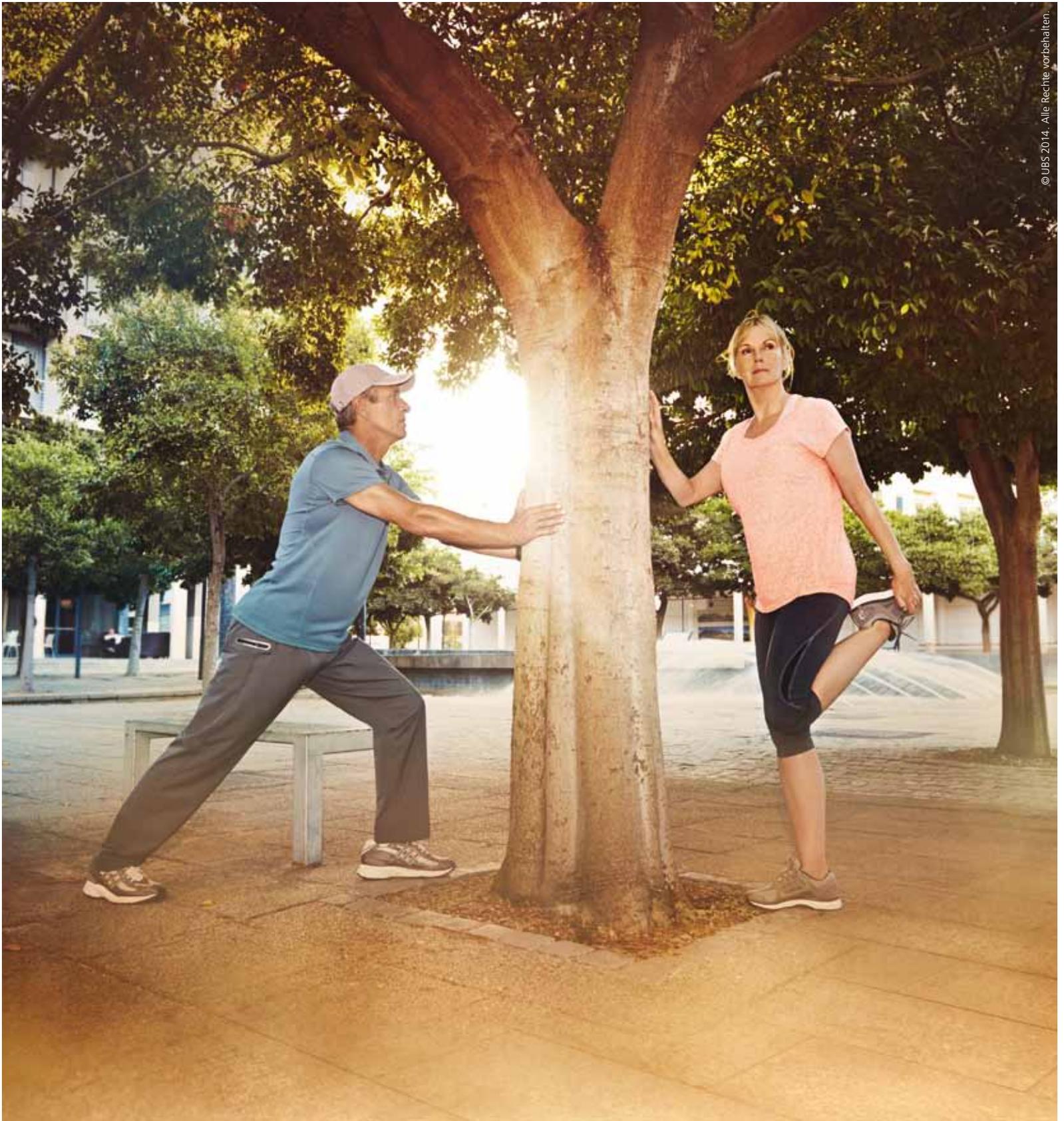
Ein Besuch in Moskau. *Von Philipp Gut*

## **Schweizer Jugend: Nie ging es ihr besser**

Wohlstand, Ausbildung, Arbeit, Gesundheit, Wohnung: Alles tipptopp.

*Von Florian Schwab*





© UBS 2014. Alle Rechte vorbehalten.

Was auch immer Ihre Vorstellung einer guten Vorsorge ist: *UBS-Vorsorgeberatung*.

Jetzt vorsorgen und Beratung vereinbaren: 0800 001 981  
[www.ubs.com/vorsorge](http://www.ubs.com/vorsorge)





**Knisternde Humanität:** Angelina Jolie mit Journalist Michaelsen.

Die amerikanische Schauspielerin Angelina Jolie setzt sich ein für so etwas wie eine Allianz zwischen Hollywood und Humanität. Seit einem Erweckungserlebnis in Kambodscha besucht die Oscar-Preisträgerin als Sondergesandte der Vereinten Nationen Flüchtlingslager in Afrika und Asien und spendet ein Drittel ihrer Einkünfte an gemeinnützige Organisationen. Als unser Kollege Sven Michaelsen die sechsfache Mutter im Londoner Hotel «Corinthia» zum Interview traf, wollte er am Ende des Gesprächs wissen, was sie an Journalisten am meisten störe. «Deren Fixierung auf Celebrity-Klatsch». «Ich versuche, so viel Aufmerksamkeit wie möglich von mir auf meine humanitäre Arbeit umzulenken.» Seite 50

Nicht der Herde folgen: Bei keinem Thema fällt das so leicht wie bei der Klimaforschung und der Klimapolitik. Im deutschen Sprachraum war in den letzten Jahren nur in der *Weltwoche* zu lesen, dass unter den Wissenschaftlern keineswegs Konsens herrscht, dass ihre Methoden einer kritischen Überprüfung nicht standhalten und dass ihre Modelle beim Prognostizieren versagen. In diesem Jahr aber erregte einer der renommiertesten Meteorologen Aufsehen: Lennart Bengtsson schloss sich der kritischen Global Warming Policy Foundation an und äusserte öffentlich Kritik an seinen Kollegen; das mussten auch dogmagläubige Medien zur Kenntnis nehmen. Mit Mobbingmethoden machten die orthodoxen Klimaforscher den Schweden aber in einem Monat mundtot – davon stand in den Schweizer Medien nichts. Was Bengtsson seinen Kollegen vorwirft und was er in den letzten Wochen erlebt hat, lesen Sie auf Seite 38

Als *Weltwoche*-Vize Philipp Gut in Moskau in Anzug und Krawatte zum Gespräch mit Margarita Simonjan, Chefredaktorin des TV-Senders RT und der Nachrichtenagentur Rossija Segodja, erschien, fühlte er sich leicht overdressed. Die Chefin über 5000 Mitarbeiter kam in Flip-Flops und T-Shirt. Sie sprach über Wladimir Putin, den sie persönlich kennt, und über den neuen Präsidenten der Ukraine, Petro Poroschenko. Zur Rolle der Frau in Russland sagte sie: «Für eine russische Frau klingt das, als würden Sie fragen: <Welche Rolle spielen blauäugige Menschen in der russischen Gesellschaft?>» Seite 14

*Ihre Weltwoche*

## Nachfolge planen.

LGT. Ihr Partner für Generationen.  
LGT Bank (Schweiz) AG

[www.lgt.ch/vorsorgen](http://www.lgt.ch/vorsorgen)

Private Banking

**Impressum**

**Herausgeberin:** Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich  
**Redaktion:** Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail: [redaktion@weltwoche.ch](mailto:redaktion@weltwoche.ch)  
**E-Mail:** [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch)  
**Verlag:** Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: [verlag@weltwoche.ch](mailto:verlag@weltwoche.ch)

**Internet:** [www.weltwoche.ch](http://www.weltwoche.ch)

**Abo-Service:** Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91  
**E-Mail:** [kundenservice@weltwoche.ch](mailto:kundenservice@weltwoche.ch)  
 Jahresabonnement Inland Fr. 283.– (inkl. MwSt.)  
 Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)  
 Weitere Angebote für In- und Ausland unter [www.weltwoche.ch/abo](http://www.weltwoche.ch/abo)  
**E-Mail-Adressen:** [vorname.name@weltwoche.ch](mailto:vorname.name@weltwoche.ch)

**Gründer:** Karl von Schumacher (1894–1957)  
**Verleger und Chefredaktor:** Roger Köppel  
**Stv. Chefredaktor:** Philipp Gut (*Leitung Inland*)  
**Produktionschef:** Lukas Egli  
**Redaktioneller Berater:** Urs Paul Engeler

**Redaktion:**  
 Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur, Urs Gehrig, Christoph Landolt, Christian Mundt, Daniela Niederberger, Alex Reichmuth, Markus Schär, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), Florian Schwab, Mark van Huissingel

**Redaktionelle Mitarbeiter:**  
 Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Peter Hartmann, Pierre Heumann, Peter Holenstein, Hansrudolf Kamer, Peter Keller, Wolfram Knorr, Dirk Maxeiner, Christoph Mörgeli, Franziska K. Müller, Daniele Muscionico, Deborah Neufeld, Kurt Pelda, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht, David Schnapp, Hildegard Schwaninger, Martin Spieler, Sacha Verna (*New York*), Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Kurt W. Zimmermann

**Produktion:** Benjamin Bögli, Roy Spring  
**Bildredaktion:** Laura Kolodziej (*Leitung*), Maya Wipf (Assistentin)  
**Layout:** Daniel Eggspühler (*Leitung*), Silvia Ramsay  
**Korrektorat:** Cornelia Bernegger und Rita Kempfer (*Leitung*), Viola Antunovits, Gregor Szyndler, Dieter Zwicky  
**Sekretariat:** Miriam Schoch (*Leitung*), Inga-Maj Hojajj-Huber

**Marketing:** Guido Bertuzzi (*Leitung*)  
**Anzeigenverkauf:** Stephan Schwab (*Leitung*), Fabian Keller, Brita Vassalli  
**Anzeigeninnendienst:** Samuel Hofmann (*Leitung*)  
 Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07  
**E-Mail:** [anzeigenid@weltwoche.ch](mailto:anzeigenid@weltwoche.ch)  
**Online-Vermarktung:** Adextra  
**Tarife und Buchungen:** [info@adextra.ch](mailto:info@adextra.ch)  
**Druck:** Ziegler Druck- und Verlags-AG, Rudolf-Diesel-Strasse 22, 8404 Winterthur

*Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.  
 Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.*

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

**Shortcut:** Mit dem iPhone *Weltwoche*-Artikel empfehlen und aufbewahren sowie Zusatzinhalte entdecken. [www.weltwoche.ch/shortcut](http://www.weltwoche.ch/shortcut)





Wenn Sie hier geschäften,  
sollten Sie einen unserer  
6 Standorte in der Schweiz besuchen.

Mittelstandsbank. Die Bank für KMUs.

Ganz gleich, ob Sie mit Asien, Europa oder Amerika geschäften – als exportorientiertes Unternehmen haben Sie spezielle Anforderungen an Ihre Bank. Verlassen Sie sich auf das umfassende Know-how einer starken, weltweit vertretenen Bank mit 140 Jahren Expertise und 100 000 betreuten Firmenkunden. Neu bieten wir Ihnen auch in der Schweiz über Ihre gesamte Wertschöpfungskette konkrete Optimierungsmöglichkeiten in allen Phasen der Zusammenarbeit: von den ersten Verkaufsverhandlungen bis zum Zahlungseingang.

Lernen Sie uns kennen. Weitere Informationen, auch zu unseren 6 Standorten in der Schweiz:  
[www.commerzbank.ch](http://www.commerzbank.ch)

**COMMERZBANK**   
Die Bank an Ihrer Seite

# Deutschland

**Warum sind die Deutschen kaum europaskeptisch, obwohl sie alle finanziellen Lasten tragen?** Von Roger Köppel

Die eurokritische Partei Alternative für Deutschland (AfD) hat zwar den Einzug ins sogenannte EU-Parlament geschafft, aber nur mit enttäuschenden sieben Prozent der Stimmen. Die Deutschen, so scheint es, sind brave Mustereuropäer. Sie zahlen indirekt nicht nur die Rechnungen der hochverschuldeten Südländer, ohne zu murren. Sie lassen sich auch noch widerstandslos für ihre Zahlungsbereitschaft beschimpfen. Kanzlerin Merkel wurde in geschmacklosen Bildmontagen bereits als Nazi-Domina diffamiert; ohne Auswirkungen aufs Wahlverhalten ihrer Landsleute allerdings.

Warum nur ertragen die Deutschen so klaglos die Lasten Europas? Warum mucken sie nicht auf? Die EU ist an den deutschen Wählern vorbei errichtet worden. Die Bevölkerung durfte weder bei der Abschaffung der geliebten D-Mark mitreden noch über die Rettungsschirme zur Stützung des D-Mark-Ersatzes Euro abstimmen. Als ich vor Jahren einen früheren deutschen Aussenminister am Telefon fragte, weshalb er in Deutschland keine Volksabstimmung über die damals diskutierte EU-Verfassung haben wolle, meinte er mit beruhigend-nasaler Baritonstimme: «Wir hätten doch bei einer Abstimmung weder das heutige Europa noch den Euro durchgekriegt.»

Die Selbstverständlichkeit, mit der sich Politiker über die Demokratie hinwegsetzen, ist bemerkenswert, wenn auch nicht erstaunlich. Wirklich erklärungsbedürftig ist, warum es sich die deutschen Wähler gefallen lassen.

Das liegt sicher an der Partei, aber nicht nur. Die Alternative für Deutschland wird in den deutschen Zeitungen zwar nach Kräften angefeindet, für gefährlich erklärt und in die Populismusecke abgeschoben. Das allerdings sagt mehr aus über die Meinungseinfalt im deutschen Journalismus als über den Charakter dieser Partei. Die AfD ist der verdienstvolle Versuch einiger deutscher Akademiker, den bleiern einformigen EU-Diskurs in der Bundesrepublik aufzumischen. Die AfD freilich ist zu brav, zu harmlos und programmatisch zu unklar. Sie hat Angst anzuecken und ist vor allem damit beschäftigt, sich für Vorwürfe zu entschuldigen, die ihr die Konkurrenz boshaft andichtet. Nein, hier wächst keine Brüssel zermalmende Volkserhebung heran. Was also steckt hinter der deutschen EU-Treue?

Die Erklärung rührt ans Eingemachte. Es geht um Identität. Die Deutschen sind für die



«Laufgitter der Mittelmacht.»

EU, weil die EU ein wesentlicher Teil ihrer nationalen Identität geworden ist. Natürlich hat das mit dem letzten Weltkrieg zu tun. Nach 1945 konnte man nicht mehr Deutscher sein. Alles Deutsche war verfemt, verpönt, verseucht. Der leider verstorbene Historiker Joachim Fest hat als das tragischste und teuflischste Vermächtnis Hitlers die Tatsache ausgemacht, dass nach 1945 das meiste, was für Deutschland gut und sogar heilig war, für immer mit dem Namen des österreichischen Kriegsverbrechers verbunden bleiben würde. Die Konstruktion Europa bot den von Hitler kontaminierten Deutschen einen Vaterlandsersatz, ein Rehabilitationsprogramm und ein Reparationszah-



lungsverfahren, dem sich die Deutschen sogar freiwillig und gerne unterzogen. Eben deshalb, weil es ihnen eine neue Existenz verschaffte.

Was uns Schweizer zu Schweizern und die Deutschen zu Deutschen macht, hat weniger mit Lebenseinstellungen, Launen und Mentalitäten zu tun. Hier sind die Deutschschweizer den Deutschen so ähnlich wie die Romands den Franzosen. Unsere Unterschiede liegen im Politischen, und das Politische gibt Antwort auf die Frage, wer wir sind. Staatlichkeit und Politik haben mit Identität zu tun. «Zeig mir deinen Staat, und ich sage dir, wer du bist.» Anders ausgedrückt: Die Schweizer sind aus den gleichen Gründen gegen die EU, aus denen die Deutschen für die EU sind. Weil es um die Identität geht.

Die Deutschen halten nicht deshalb an der EU fest, weil sie die EU für ein Nonplusultra hielten. Im Gegenteil. Alle Deutschen, die ich kenne, sehen die Mängel des Gebildes sehr präzise. Aber die Deutschen haben im 20. Jahrhundert zweimal ihren Staat verloren. Sie haben oft erfolglos verschiedene Systeme ausprobiert. Die Monarchie groundete. Der Kommunismus loderte. Am Ende entschieden sich die Führungsschichten für das kranke Inferno Hitlers. Die Demokratie folgte dann aus den Trümmern als vergleichsweise junges Experiment.

Wer den Deutschen heute den Ausstieg aus der EU wünscht oder predigt, verkennt die komplexe Geschichte dieser komplexen Nation. Für Deutschland war die EU auch ein Ganzkörperkorsett, ein Laufgitter, das die nervöse Mittelmacht in erstmals sicheren Bahnen hielt. Noch trauen sich die Deutschen selber zu wenig über den Weg, als dass sie sich freiwillig aus ihrem selbstgewählten Gefängnis wagten. Die EU ist auch Vorsorge gegen weitere deutsche Bruchlandungen in der Politik. Was gerade die Deutschen wissen – und schätzen.

Und noch etwas Letztes: Die EU hat den Deutschen nicht nur den Vaterlandsersatz geliefert, sondern vor allem die seit Jahrhunderten ersehnte Vormachtstellung in Europa. Man darf es nicht laut sagen, aber Deutschland ist die friedliche Vormacht, der freundliche Hegemon, der statt Militarismus heute Mülltrennung und erneuerbare Energien predigt.

Es ist nicht ohne Ironie. Europa führte zwei Weltkriege, um die Deutschen zurückzubinden. Heute wird der Ruf nach deutscher Führung laut. Wobei unter «Führen» in Europa meistens «Bezahlen» verstanden wird. Sei's drum. Die Deutschen haben sich von ganz unten wieder ganz nach oben gearbeitet. Das ist beeindruckend und wäre ohne die EU nie möglich geworden.

Deutschland wird nie aus der EU austreten, aber irgendwann werden die tüchtigen Deutschen, die ihren eigenen Untergang zweimal überlebten, auch die EU so weit reformieren und verbessern, dass vielleicht sogar die Schweiz über einen Beitritt nachdenken kann.



«Putin ist tough»: Margarita Simonjan. Seite 14



Stars zum Anfassen: Giro d'Italia. Seite 60



Das Klima lässt sich nicht voraussagen: Seite 38



Führender Skeptiker: Nigel Farage. Seite 46

## Kommentare & Analysen

- 5 **Editorial**
- 11 **Kommentar** Marschplan zur Entmündigung
- 11 **Im Auge** Ben Bernanke, Ex-Notenbankchef
- 12 **Politik** Verballern!
- 12 **Justiz** Gleichgeschaltet
- 13 **Personenkontrolle** Brunetti, Rabian, Aeschi, Schneider, Widmer-Schlumpf, Dahinden, Walo
- 13 **Nachruf** Rosmarie Metzenthin, Theaterpädagogin
- 14 **«Putin hat einen sehr guten Humor»**  
TV-Chefin Margarita Simonjan über Russlands Präsidenten
- 18 **Die Deutschen** NDL
- 18 **Wirtschaft** Kein Grund zur Entwarnung
- 19 **Ausland** EU – die Zeichen an der Wand
- 20 **Mörgeli** Hubachers Erinnerungslücken
- 20 **Bodenmann** Chalet weg, Gripen weg
- 21 **Medien** Das P-Wort
- 21 **Gesellschaft** Erinnerung
- 22 **Leserbriefe**
- 23 **Darf man das?**

## Hintergrund

- 24 **Schweizer Jugend: Nie ging es ihr besser**  
Die Privilegien der Fünfzehn- bis Dreissigjährigen
- 28 **Denn sie wissen nicht, was sie tun**  
Bereits im September 2012 rügte die Finma die Credit Suisse
- 30 **Kondome für Lesben**  
Kontraproduktive Kampagnen im Namen der «Prävention»
- 32 **Asylwesen** Schmerzensgeld für einen Randalierer
- 33 **Religion** Extremisten im Kindergarten
- 34 **Die Bürokraten des Guten**  
Schweizer Mediziner sehen ihre Forschung bedroht
- 37 **Entwicklungshilfe** Steuergelder für Israel-Boykotteure
- 38 **Sicher ist nur die Ungewissheit**  
Klimaforscher Lennart Bengtsson verteidigt sich
- 44 **Libysche Kraftprobe**  
Die Bevölkerung hat genug von der islamistischen Gewalt
- 46 **Sie nannten ihn «Kermit»**  
Nigel Farage avanciert zum führenden Euro-Skeptiker
- 48 **Napolitanos Italien**  
Die windungsreiche Karriere des Staatspräsidenten
- 50 **Böse Fee**  
Angelina Jolie über Liebe, Familie und Beruf



PATEK PHILIPPE  
GENEVE

Beginnen Sie eine  
eigene Tradition.

Eine Patek Philippe gehört einem nie ganz allein.

Man erfreut sich ein Leben lang an ihr, aber eigentlich  
bewahrt man sie schon für die nächste Generation.



GÜBELIN

[gubelin-watches.ch](http://gubelin-watches.ch)



Jahreskalender Ref. 5205G, Calatrava Manschettenknöpfe.



«Ich habe es bis heute nicht bereut»: Mafia-Jäger Orlando. Seite 40

## Interview

### 40 «Die Schweiz braucht einen Skandal»

Leoluca Orlando befreite als Bürgermeister Palermo aus den Tentakeln der Cosa Nostra. Er gilt als einer der erfolgreichsten Kämpfer gegen die Mafia

## Stil & Kultur

### 54 Stil & Kultur Paris Hilton, Hotelierbin

### 56 Bestseller

### 56 «Heil du ihn!»

Kulturgeschichte des Hitlergrusses

### 57 Jazz Sonny Rollins

### 58 Top 10

### 58 Kino «Omar»

### 59 Fernseh-Kritik «Sternstunde Philosophie»

### 60 Ein Rennen für Geniesser

Der Giro d'Italia will nicht mehr das beste Radrennen der Welt sein

### 62 Namen Geistige Revolution mit Tina Turner; Yves Klein im «Baur au Lac»

### 63 Hochzeit Gabriella Loser und Richard Friedli

### 63 Thiel Tierversuche

### 64 Wein Hommage Pinot noir Grand Cru Salgesch 2011

### 64 Zu Tisch «Restaurant de l'Hôtel de Ville» in Crissier

### 65 Auto Opel Insignia Country Tourer 2.0 Turbo

### 66 MvH trifft Andreas M. Walker, Zukunftsforscher

## Autoren in dieser Ausgabe

### Lennart Bengtsson



Der 79-jährige Schwede zählt zu den renommiertesten Meteorologen weltweit. Nach kritischen Äusserungen zur Klimadebatte wurde er von Kollegen geächtet und als «Weltkrimineller» beschimpft. In seinem Beitrag erklärt er, was ihn an der Klimaforschung beunruhigt. Seite 38

### Oliver Zimmer



Der Schweizer Historiker lehrt als Associate Professor an der Universität Oxford. Sein Artikel geht der Frage nach, ob Staatspräsident Giorgio Napolitano wirklich das moralische Gewissen von Italien verkörpert, wie derzeit in den Medien behauptet wird. Seite 48

## Digitales Lesevergnügen



Unterwegs immer verfügbar.  
Abonnenten haben im iKiosk unbeschränkten Zugriff auf alle Artikel, Bilder und Grafiken.



**DIE WELTWOCH**

# Luxuriöse Musik-Kreuzfahrten auf Rhein und Donau mit MS Amadeus Classic ❄️❄️❄️

## 8 Tage ab nur Fr. 1690.–

(HD hinten, inkl. Ausflüge, Konzerte, Bordguthaben € 10.– pro Nacht, Trinkgelder)



2-Bettkabine Mittel-/Oberdeck mit französischem Balkon

- **Kein Zuschlag zur Alleinbenutzung auf dem Hauptdeck**
- **Konzerte und Lesungen mit bekannten Künstlern**
- **Einmaliges Ambiente**
- **Romantische Flusslandschaften an Rhein und Donau**
- **Burgen, Schlösser und Klöster**



Ensemble Continuum

### MS Amadeus Classic\*\*\*\*

Komfortables Schiff mit 69 Kabinen und 4 Suiten für max. 146 Gäste. Alle Kabinen (15 m<sup>2</sup>) mit 2 Betten Dusche/WC, regulierbare Klimaanlage, TV. Die Kabinen auf dem HD verfügen über durchgehende, nicht zu öffnende Fenster, auf dem MD vorne über zu öffnende, runde Fenster, die restlichen Kabinen auf dem MD und alle Kabinen auf dem OD über französischen Balkon. Suiten (22 m<sup>2</sup>) mit Schlaf- und Wohnbereich, Sitzgruppe, Schreibtisch, Minibar, Safe, franz. Balkon. Zur Bordeinrichtung gehören Réception, Panorama-Restaurant, Panorama-Bar, Amadeus-Club – eine separate Lounge mit bequemen Lesesesseln, Fun-Pool und Lido-Bar, Fitnessraum, Walking-Track, Friseur, Bordshop, Internet-Corner, Gross-Schach am Sonnendeck. **Nichtraucherschiff**

### Unsere Leistungen

- Kreuzfahrt mit Vollpension an Bord
  - Flug Zürich–Wien in Economy Class **2**
  - Bustransfer Linz–Zürich **2**
  - Bustransfer Basel–Trier **1**
  - Bordguthaben € 10.– pro Nacht
  - Trinkgeld an Bord
  - Konzerte und Lesungen gemäss Programm
  - Tägliches Musikprogramm in der Bar mit Bordorchester
  - **Landausflüge/Besichtigungen gemäss Programm**
  - Alle Schleusen-/Hafengebühren, Versicherungen
  - Deutschsprachige Bordreiseleitung
- Nicht inbegriffen:** An-/Rückreise Basel **1** bzw. Zürich **2** zum Abfahrts-/Ankunftsort, fak. Aufführung in Budapest **2**, Getränke, Treibstoffzuschläge vorbehalten, Auftragspauschale Fr. 35.– pro Auftrag (entfällt bei Buchung über [www.thurgautravel.ch](http://www.thurgautravel.ch))

## 1 Trier–Cochem–Speyer–Basel 20.08.–27.08.14

- 1. Tag Basel–Trier** Busfahrt von Basel nach Trier. Stadtrundgang, Einschiffung und Begrüssungskonzert.
- 2. Tag Bernkastel–Cochem** Rundgang durch Bernkastel und Weinverkostung. Schifffahrt nach Cochem. Am Abend Klavierkonzert in der Panoramabar.
- 3. Tag Cochem–Koblenz** Stadtrundgang Cochem. Schifffahrt und Mosel-Passage. Transfer zum Liederabend nach Koblenz.
- 4. Tag Ingelheim** Fahrt auf dem romantischen Mittelrhein. Ab Eltville Busausflug zur ehemaligen Zisterzienserabtei Eberbach, Weinprobe. Busfahrt nach Ingelheim zu einem stimmungsvollen Konzert in der Burgkirche.
- 5. Tag Mannheim–Speyer** Ausflug Heidelberg. Stadtrundgang und Busfahrt nach Speyer. Ausflug zum Schloss Bruchsal, Besichtigung. Im Festsaal Lesung und Konzert.
- 6. Tag Strasbourg** Altstadt Rundgang. Nachmittags Fahrt zum Schloss Rastatt, Besichtigung. Im Festsaal Darbietung «Festliche Musik und galante Texte von Casanova».
- 7. Tag Colmar** Ab Breisach Busfahrt nach Colmar. Panoramafahrt entlang der Elsässer Weinstrasse. Abschlusskonzert an Bord.
- 8. Tag Basel** Ausschiffung und individuelle Heimreise.

## 2 Wien–Budapest–Eisernes Tor–Linz 14.09.–23.09.14

- 1. Tag Zürich–Wien–Bratislava** Flug Zürich–Wien. Ausflug Klosterneuburg. Transfer zum Schiff, Einschiffung. Abfahrt mit Begrüssungsmusik. Rundgang Bratislava.
- 2. Tag Budapest** Stadtrundfahrt. Fakultativer Theaterbesuch.
- 3. Tag Vukovar** Lesung an Bord. Am Nachmittag Ausflug zum Nationalpark Kopacki Rit.
- 4. Tag Belgrad** Stadtbesichtigung. Im Jugendstilsaal des Veranstaltungszentrums LOLA Konzert.
- 5. Tag Eisernes Tor** Passage des Durchbruchstals. Konzert und Lesung an Bord.
- 6. Tag Novi Sad–Sremski Karlovci** Busfahrt nach Sremski Karlovci, zum Nationalpark Fruška Gora und Kloster Krušedol. Konzert und Lesung in Novi Sad im Rathausaal.
- 7. Tag Pecs** Busausflug Pecs, Stadtbesichtigung. Folklore-Darbietung. Am Nachmittag Lesung an Bord.
- 8. Tag Esztergom** Fahrt durch das Donauknie. In Esztergom Besichtigung der Basilika. Am Abend Abschiedskonzert an Bord.
- 9. Tag Wien–Linz** Stadtrundfahrt Wien und Schloss Schönbrunn. Weiterfahrt nach Linz.
- 10. Tag Linz–Zürich** Ausschiffung und Bustransfer nach Zürich.

Programmänderungen vorbehalten | Partnerfirma: KLUG touristik GmbH



**Das ausführliche Programm der Konzerte und Lesungen mit allen Künstlern finden Sie im Internet.**

Preise pro Person in Fr.	1	2
<b>2-Bettkabine</b>		
Hauptdeck hinten	1690	2390
Hauptdeck	1790	2490
Mitteldeck vorn	2090	2690
Mitteldeck mit franz. Balkon	2690	3290
Oberdeck mit franz. Balkon	2790	3490
2-Bett Suite mit Bad und franz. Balkon	3490	4190
Zuschlag Alleinbenutzung MD vorn	600	800
Zuschlag Alleinben. MD, franz. Balkon	800	1000

Online navigieren  
[thurgautravel.ch](http://thurgautravel.ch)

Sofort buchen oder Prospekt verlangen  
**Gratis-Nr. 0800 626 550**

Rathausstrasse 5 | 8570 Weinfelden  
Tel. 071 626 55 00 | Fax 071 626 55 16 | [info@thurgautravel.ch](mailto:info@thurgautravel.ch)



**Thurgau Travel**  
Aussergewöhnliche Reisen  
zu moderaten Preisen



## Open-Air-Musical-Spektakel:

# Elton Johns «Aida» am Thunersee

Erleben Sie vor atemberaubender Alpenkulisse das grossartige Thunerseespiele-Musical «Aida» von Sir Elton John und Tim Rice – als Gast im Viersterne-Superior-Hotel «Eden Spiez».

Das international erfolgreiche Pop-Rock-Musical von Elton John (Musik) und Tim Rice (Texte) begeistert das Publikum auf der ganzen Welt. Die bewegende Liebesgeschichte aus dem alten Ägypten wurde vielfach ausgezeichnet – unter anderem mit dem Grammy für den «besten Musical-Soundtrack».

Sie logieren im Viersterne-Superior-Boutique-Hotel «Eden Spiez» in der Bucht von Spiez, in einem exklusiven Zimmer mit Blick auf den Thunersee und die Berner Alpen. Im authentischen Belle-Epoque-Restaurant werden Sie verwöhnt mit regionalen Spezialitäten zum Frühstück und mit raffinierten und leichten Gerichten am Mittag und am Abend.

Entspannung bieten der «Eden»-Spa-Fitness- und -wellnessbereich mit Panorama-Hallenbad, Sauna, Dampfbad, Whirlpools, Ruhe- und

Behandlungsräumen. Das «Eden Spiez» ist der ideale Ausgangspunkt für Ausflüge und Aktivitäten im Kander- oder Simmental, nach Adelboden, Thun oder ins Jungfrauengebiet.



**VIP-Spezial: 10., 23. und 24. Juli 2014**

Aufpreis Fr. 60.–/Pers., **buchbar bis 13. Juni**

- Ticket für die gedeckte Loge und exklusive Backstageführung
- Dinner im Musical-Restaurant am See
- Ticketversicherung
- Programmheft

### Platin-Club-Spezialangebot

**Thunerseespiele-Musical «Aida»**  
8. Juli bis 28. August 2014

#### Leistungen:

- 1 Übernachtung mit exklusivem Upgrade zur Seeseite
- Reichhaltiges Frühstücksbuffet
- Kuchenauswahl von unserem Patissier am Nachmittag
- 3-Gang-Dinner am Musical-Abend im Hotel
- Transfer zum Musical
- Ticket 1. Kategorie
- Freie Benutzung «Eden»-Spa, Fitness und Tennisplatz

#### Preise:

Fr. 370.– pro Person im Doppelzimmer

Fr. 440.– im Einzelzimmer

20% Ermässigung auf Verlängerungstage  
(Angebot nach Verfügbarkeit)

#### Reservationen:

Telefon 033 655 99 00 oder per Mail  
unter [welcome@eden-spiez.ch](mailto:welcome@eden-spiez.ch). Kennwort  
«Weltwoche Platin-Club» angeben.

#### Veranstalter:

Hotel «Eden Spiez», [www.eden-spiez.ch](http://www.eden-spiez.ch)  
Thunerseespiele, [www.thunerseespiele.ch](http://www.thunerseespiele.ch)  
Detaillierte Informationen unter

[www.weltwoche.ch/platinclub](http://www.weltwoche.ch/platinclub)



# Marschplan zur Entmündigung

Von Peter Keller — Das Unbehagen in der EU wächst. Kritiker werden in die Schmutzdecke gestellt. Europa ist mehr als das, was Brüsseler Bürokraten produzieren.



Wer führt dieses Land? Wahlplakat der erfolgreichen britischen EU-Skeptiker-Partei Ukip.

Wenn es ums Maulen geht, gibt es die Vereinigten Staaten von Europa bereits. Nach den EU-Wahlen vom Sonntag herrscht in den meisten Medien Einmütigkeit – auch in der Schweiz: «EU-Hasser» und «EU-Feinde» (*Tages-Anzeiger*) seien auf dem Vormarsch, «Rechtspopulisten gewinnen die Wahl» (*Südostschweiz*), «EU wählt ihre Gegner» (*Blick*).

Wer sich nicht kritiklos hinter den Institutionen der EU einreihet, findet sich mindestens als «Rechtspopulist» wieder. Die Bezeichnung sagt allerdings mehr aus über jene, die sie anwenden, als über jene, die so betitelt werden. Hinter dem Vorwurf des (Rechts-)Populismus steckt vor allem der Versuch, unliebsame Meinungen moralistisch abzuwürgen. Wer den Euro hinterfragt, wie die Kleinpartei Alternative für Deutschland (AfD), gilt folglich schon als populistisch. Wie auch jene CSU-Politiker, die keine Sozialunion wollen, wo «Armutsmigranten» aus der EU sofort Sozialleistungen beanspruchen können, ohne überhaupt in Deutschland gearbeitet zu haben.

Es gehört zur Ironie dieser Europawahl, dass allein die EU-skeptischen Parteien und Strömungen noch für etwas Aufregung sorgten. Was sich auch in der jeweiligen Wahlbeteiligung niedergeschlagen hat. In Frankreich, wo der Front national zur stärksten Partei avancierte, und in Grossbritannien, wo die Ukip

abräumte, gingen deutlich mehr Leute zur Wahl als anderswo. Markant nach oben ging die Beteiligung auch im krisengeschüttelten Griechenland mit 57,4 Prozent (2009: 52,6 Prozent). Dort reüssierten allerdings die Kräfte am linken Rand. Was die beiden Lager vereint, ist ihr Widerwille gegen die Brüsseler Bevormundungspolitik.

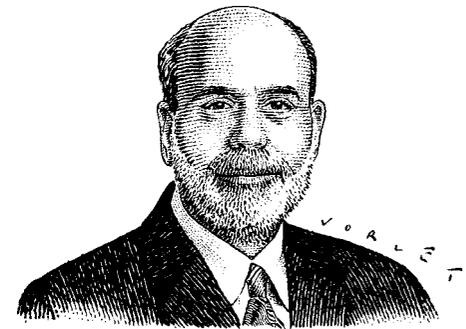
## Nazis träumten vom vereinten Europa

Was sich auch bei diesen Wahlen wieder zeigte: Die EU hat ein Demokratieproblem. Das hat nicht nur mit den Institutionen zu tun – das Parlament hat nicht einmal die Befugnis, Gesetze zu verabschieden – und mit dem Umgang mit kritischen Stimmen, die umgehend als «EU-feindlich» abgetan werden; sondern auch mit dem allgemeinen Desinteresse.

Geradezu desaströs ist die Wahlbeteiligung in den Staaten Osteuropas. 80,5 Prozent der Tschechen blieben lieber zu Hause, ebenso 77 Prozent der Polen, 79 Prozent der Slowenen und 75 Prozent der jüngsten EU-Nation Kroatien. In der Slowakei liessen sich bloss 13 Prozent der Bürger zum Urnengang motivieren. Ein absoluter Minusrekord. Von Gleichgültigkeit zu reden, wäre eine höfliche Umschreibung – und bei jeder anderen Wahl würde man einem so gewählten Parlament jegliche demo-

»» Fortsetzung auf Seite 12

# Eine Handvoll Dollar



Ben Bernanke, Ex-Notenbankchef

Ben Bernanke, der die Nation, die Welt und die Finanzindustrie mit einer Milliardenflut vor dem Finanzkollaps gerettet hat als Schleusenwärter des Federal Reserve Board, war Gast einer handverlesenen Runde von Hedge-Fund-Managern und andern Geldgurus in einem Séparée des New Yorker Drei-Sterne-Lokals «Le Bernardin». Noch bevor der Wein eingeschenkt war, sollte ihnen der ehemalige Fed-Vorsitzende die Zukunft deuten, nachdem manche sich in der Vergangenheit schwer geirrt hatten (etwa der vielzitierte Schweizer Marc Faber: «Er wird die Welt zerstören.»). Das Essen war hervorragend, Bernankes Rezepte hingegen fielen enttäuschend karg aus, ohne wahr-sagerischen Faden für künftige Investitionskonzepte, ausser: «Es gibt keine Hyperinflation, hundertprozentig.» Seine eigene Rechnung indes ging auf: angeblich 200 000 Dollar Gage für Referat und Tischkonversation; als Notenbankchef bezog er 199 700 Dollar – im Jahr.

Bill Clinton sagte, dass er nie einen Nickel in der Tasche hatte, solange er im Weissen Haus regierte. Dann benutzte er, wie alle Mächtigen, wenn sie die Schalthebel ändern überlassen, die Drehtür (*the revolving door*), die auf die Seite des Geldes führt. Mit Reden und Memoiren machte er innert vier Jahren 31 Millionen Dollar. Ben Bernanke hat in Abu Dhabi für einen 40-Minuten-Auftritt eine Viertelmillion kassiert, sein Tarif für den Fernen Osten soll 400 000 Dollar betragen, manchmal lässt er sich aber auch als Speaker versteigern für einen guten Zweck. Die Honorararrangliste der einstigen Politgrössen wird von Clinton mit bis zu 450 000 Dollar angeführt, vor Tony Blair und dem früheren New Yorker Bürgermeister Rudy Giuliani mit 250 000. Sie alle werden in den Schatten gestellt vom Wolkenkratzer-Erbauer Donald Trump, der, als es ihm dreckig ging, siebzehn Seminare zu je einer Stunde abhielt und für jedes 1,5 Millionen einstrich.

Wahrscheinlich hat Altkanzler Helmut Schmidt recht, wie immer, der selber «nie weniger als 15 000 Dollar» nimmt für seinen klugen Rat: «Wer Visionen hat, sollte damit zum Arzt gehen.»

Peter Hartmann

kratische Legitimation absprechen. Aber je himmeltrauriger die Wirklichkeit ist, desto lauter wird das Lied der «Wertegemeinschaft» EU gesungen.

Dabei sorgen gerade diese hochtrabenden Vokabeln für Verstimmungen. Wie soll diese «Wertegemeinschaft» aussehen? Gehört die angestrebte Zentralisierung und Vereinheitlichung wirklich zum europäischen Erbe? Die britische Ukip, die den Austritt Grossbritanniens aus der EU verlangt, wird vorsorglich als «europafeindlich» (*Die Welt*) ausgemustert. Zuallererst: Die EU ist nicht Europa, und Europa ist nicht die EU. Die Geschichte dieses Kontinents reicht bis in die Antike. Der Althistoriker Christian Meier hat von einem «Sonderweg» gesprochen, der seinen Anfang bei den Griechen nimmt, welche eine Kultur nicht um der Herrschaft, sondern um der Freiheit willen schufen.

Von diesem Geist hat sich die EU entfremdet. Das zeigt nicht nur der intolerante Umgang mit der Schweiz und ihren demokratischen Entscheiden. Freiheit würde auch den Wettbewerb der Systeme beinhalten. Die europäische Einigung ist jedoch ein Marschplan zur Entmündigung der Nationalstaaten. Jeder Transfer von Macht nach Brüssel bedeutet weniger Souveränität für die Bürgerinnen und Bürger. Das Loblied auf die «europäische Integration», die faktisch zu einem Zentralstaat führt, stammt denn auch hauptsächlich von den Funktionären und Profiteuren der neuen Macht.

Doch hat der Nationalstaat wirklich ausgedient? Die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* hat kürzlich verstörende Parallelen aufgezeigt: Auch die Nazis träumten von einem vereinten Europa, von einer «Neugründung Europas». In der Zeitschrift mit dem sinnigen Titel *Junges Europa* forderten verschiedene Autoren nach 1940 die Überwindung der Nationalstaaten. Man plante eine Europabank in Wien, der die heutige EZB frappant ähnelt. Reichswirtschaftsminister Walther Funk plädierte für eine europäische Wirtschaftsordnung, die sich dem «Dollarimperialismus» widersetzen könne. In ihrem Antiamerikanismus und ihrem Wunsch nach einem «europäischen Bollwerk» sind sich die Anhänger eines vereinigten Europa von gestern und heute unheimlich nahe.

Es ist wichtig, diese antiliberalen Kontinuitäten freizulegen. Die Menschen fühlen sich in ihrem Nationalstaat besser aufgehoben. Er sichert die Demokratie und die Kontrolle über die Macht. Die vergangene EU-Wahl zeigt das Unbehagen der Bürgerinnen und Bürger gegenüber Brüssel und seinen Allmachtvisionen.

Mehr zum Thema: Seite 18, 19, 21

## Politik

# Verballern!

Von Philipp Gut — Kuriose Vorwürfe an Ueli Maurer und die Schweizer Armee.

Der letzte Sonntag bot wieder einmal beste journalistische Unterhaltung, und dies in den Politikspalten. Das sonntägliche Tochterblatt der NZZ meldete, die Schweizer Armee verliere «über eine Milliarde Franken», selbstverschuldet. Das Verteidigungsdepartement müsse «enorme Beträge abschreiben», weil es Kredite nicht voll ausschöpfe. Armeegeegner wie SP-Präsident Christian Levrat nehmen die Steilvorlage dankbar an. Wie kann Ueli Maurer mehr Geld für die Verteidigung fordern, wenn die Armee angeblich nicht einmal das Budget aufbraucht, das ihr zur Verfügung steht?



Normaler Vorgang: VBS-Chef Maurer.

Die Frage drängt sich tatsächlich auf. Aber die Antwort ist eine andere, als die NZZ am Sonntag im Verein mit linken Armeeschaffern glauben machen will.

Erstens handelt es sich um einen normalen Vorgang, der in allen Departementen vorkommt. In jeder Jahresrechnung des Bundes findet sich der Posten «Nicht ausgeschöpfte Kredite». Zweitens ist das Geld, welches das VBS korrekt zurückzahlt, an bestimmte Projekte gebunden. Werden diese verzögert oder abgeblasen – sei es durch das Parlament, sei es durch einen Volksentscheid wie beim Gripen –, darf es nicht einfach umgebucht werden. In den letzten Jahren haben die eidgenössischen Parlamentarier Rüstungsvorhaben immer wieder blockiert.

Drittens schliesslich steht die Armee heute unter strengerer Aufsicht als früher. Welcher Soldat erinnert sich nicht daran, dass am Ende eines Diensts noch schnell alle Patronen verschossen wurden? Sollen denn Armee-Fahrer hundert Mal um die Kaserne kreisen, um die zugeleitete Menge an Treibstoff zu verbrennen? Die Armee hat – besonders im Zentralbereich Verteidigung – grossen Aufholbedarf. Das kostet. Alles andere bleibt Störmanöver.

## Justiz

# Gleichgeschaltet

Von Alex Baur — Wie steht es eigentlich um Frauen, die Sex mit Knaben haben?

Das Bezirksgericht Meilen ZH lieferte letzte Woche den ersten Fall zur Anwendung des neuen Pädophilen-Regimes: Eine 37-jährige Hausfrau und Mutter sass wegen Sex mit einem dreizehnjährigen Buben aus der Nachbarschaft auf der Anklagebank. Die Liaison dauerte ein halbes Jahr, an einem einzigen Tag soll sich der sextolle Bursche fünf Mal ins Schlafzimmer der Nachbarin verirrt haben. Die Staatsanwältin verlangt vier Jahre Gefängnis. Das Urteil steht noch aus.

Es war wohl nicht gerade der Fall, den man mit der Pädophilen-Vorlage im Auge hatte. Doch gerade darum ging es ja: Es gibt keine Ausnahmen oder mildernden Umstände mehr, alle Sexualtäter sind gleich. Die Gleichmacherei ist en vogue – ob Frauen, Männer oder Transen, ob hetero, homo oder bi, alles ist einerlei. Dies schlägt sich auch im drakonischen Strafantrag beim Meilemer Gericht nieder. Es ist etwa die Strafe, die ein pädophiler Mann zu erwarten hätte. Doch: Ist es wirklich dasselbe, wenn eine erwachsene Frau einen pubertierenden Burschen in ihr Bett schlüpfen lässt?

Die reife Frau, die einen Teenager ins Sexualleben einführt, gehört zu den Klassikern in der Weltliteratur. Wir finden das Motiv bei Günter Grass («Die Blechtrommel»), bei Bernhard Schlink («Der Vorleser») oder bei Mario Vargas Llosa, der ihm sogar zwei ganze Romane widmete («Lob der Stiefmutter», «Die geheimen Hefte des Don Rigoberto»). Obwohl alle drei Autoren die unmoralische Beziehung in ihren Bestsellern positiv bis euphorisch beschreiben, hat sie noch keiner der Pädophilie bezichtigt.

«Auf alten Pfannen lernt man kochen», besagt ein flapsiges Sprichwort. Teenager, die noch nie in erotischen Träumen von der Nachbarin, der Lehrerin oder einer Tante schwelgten, sind mutmasslich ganz seltene Ausnahmen. Ob jeder kleine Macho, der dies von sich behauptet, das Kunststück auch tatsächlich geschafft hat, ist eine andere Frage. Selten behauptet einer, einen Schaden davongetragen zu haben.

Das heisst nicht, dass derart ungleiche Beziehungen gesellschaftlich toleriert werden. Es ist auch nicht neu, dass Frauen, die Sex mit Minderjährigen haben, mit einer Strafe rechnen müssen, wenngleich selten ein Fall vor Gericht endet. Es kommt halt immer auf die Umstände an. Die Geschlechter sind nun mal verschieden. Daran werden die Gleichstellerinnen und Gleichmacher, die landauf, landab die Gesellschaft neutralisieren wollen, nichts ändern. Die Natur ist allemal mächtiger.

## Personenkontrolle

### Brunetti, Rabian, Aeschi, Schneider, Widmer-Schlumpf, Dahinden, Walo

Deutliche Kritik musste sich Aymo Brunetti, Leiter der Expertengruppe des Bundes zur Zukunft des Finanzplatzes, an einem vom Verband Schweizerischer Vermögensverwalter (VSV) organisierten Podium anhören. Der Jurist Alexander Rabian vom VSV, SVP-Nationalrat Thomas Aeschi und Henrique Schneider vom Schweizerischen Gewerbeverband bezeichneten unisono die Strategie der Expertengruppe für illusorisch, auf einen Marktzugang für Schweizer Finanzdienstleister auf dem EU-Markt hinzuwirken und dafür die Finanzbranche im Inland immer weiter zu regulieren. Er habe den Eindruck, so Rabian, dass für den Marktzugang der Grossbanken die Interessen des gewerblichen Finanzsektors ge-



Im Land der Illusionen: Aymo Brunetti.

opfert würden. Auch mit den letzte Woche in der *Weltwoche* publizierten Plänen, das Bankgeheimnis im Inland abzuschaffen, wurde Brunetti konfrontiert. Er wies den Anwurf beinahe emotional von sich. Die Frage nach dem Inland-Bankgeheimnis musste sich auch Bundesrätin Eveline Widmer-Schlumpf (BDP) bei den Von-Wattenwyl-Gesprächen mit den Parteien und in der Wirtschaftskommission stellen lassen. Die Absicht, ausländische Bankdaten zu nutzen, hat sie dem Vernehmen nach bestätigt. Planspiele zur direkten Saldomeldung der Bank ans Steueramt verwies sie dagegen ins Reich der Spekulation. Dies sei weder ihre Absicht noch die Haltung der Expertengruppe Brunetti. (fsc)

Die neuste Ausgabe von *Eine Welt* ist da! Die Nummer 2/2014 des «Deza-Magazins für Zusammenarbeit und Entwicklung» berichtet auf 36 glänzenden Seiten über das Thema Korruption. Wie immer dient das 400 000 Franken pro Jahr kostende Heft auch der Inszenierung der eigenen Arbeit. «Die Deza unterstützt Programme, die Korruption bekämpfen, und verfolgt selber eine Null-Toleranz-Politik», klopft sich Martin Dahinden, Direktor der



Unter der Hand: Deza-Direktor Dahinden.

Bundes-Entwicklungshelfer, im Editorial auf die Schultern. In der Realität aber sind diese hehren Grundsätze nicht einfach durchzusetzen. Einen Tag vor Erscheinen der Korruptions-Nummer enthüllte die *Sonntagszeitung*, dass die Deza den Auftrag für ihr hauseigenes Magazin während Jahren unter der Hand vergeben hat. Wie aus einem Prüfbericht der Eidgenössischen Finanzkontrolle (EFK) hervorgehe, seien seit 1997 Leistungen von rund sechs Millionen Franken gesetzeswidrig eingekauft worden. Für Redaktion und Produktion etwa kam immer der gleiche Journalist aus Biel zum Zug, im letzten Jahr erhielt er dafür 211 000 Franken. Womit bewiesen wäre: Wir leben eben alle in der gleichen, einen Welt. (cal)

Wohlfühlstimmung im Büro hat beim Stromriesen Axpo, so ist aus dem firmeneigenen Magazin *Energiedialog* zu schliessen, hohe Priorität. Auf der Titelseite der aktuellen Ausgabe strahlt uns Spanien-Chef Ignacio Soneira García entgegen, der sich gerade am betriebs-eigenen *Töggelikasten* vergnügt. Soneira kann es locker nehmen: Die Axpo ist in Spanien Nummer eins auf dem staatlich geschützten und hochsubventionierten Geschäft mit Windstrom. Einen Markt gibt es in diesem Segment nicht, denn der Ökostrom fliesst, wann er will, und hat bei der Einspeisung Vorrang zu Fixpreisen. Eher irritierend wirkt vor diesem Hintergrund die zweite Schlagzeile auf dem Titelblatt: «Strom ist zu billig». Wir schliessen daraus: Die Konsumenten sollen noch mehr Zwangsabgaben für die von der Axpo hochgepriesene Alternativenergie zahlen – dann lässt sich CEO Andrew Walo demnächst vielleicht auf dem Golfplatz abbilden. (axb)



Hochgepriesene Alternativenergie: CEO Walo.

## Nachruf



«Der muss dick sein»: Pädagogin Metzenthin.

**Rosmarie Metzenthin (1927–2014)** — Das theaterpädagogische Naturtalent Rosmarie Metzenthin lässt sich am besten mit einer kleinen Episode erklären, die ich selber erlebt habe. Ich war damals – es ist an die sechzig Jahre her – ein kleiner, dicker Junge und litt darunter, dass ich in den jährlichen Märchenaufführungen immer die entsprechenden Rollen bekam: der dicke Haushofmeister, der dicke Koch und so weiter. Als sie mir wieder einmal einen solchen Part zugeteilt hatte, merkte mir Rosmarie Metzenthin meine Verletztheit an und fügte hinzu: «Stopf dir aber ein Kissen unter das Kostüm! Der muss nämlich dick sein, weisst du.» Ich war getröstet und beruhigt, und meine Theaterleidenschaft hatte keinen Schaden genommen.

Dass ich die Geschichte heute noch weiss, beweist, wie wichtig das «Theöterlen» bei Rosmarie war – nicht nur für mich, sondern für Generationen von jungen Menschen. Sie hatte eine wichtige Funktion in der Kulturlandschaft Zürichs, weil sie es schaffte, junge Menschen für ihr ganzes Leben mit dem Theaterbazillus zu infizieren. Manche blieben sogar bei diesem Gewerbe. Andres Bossard hätte ohne seine Erfahrungen in ihrem Kinderzirkus nie Mummenschanz gegründet, und Peter Bollag wäre ohne seine kindlichen Starrollen nie im Ensemble des Schauspielhauses gelandet. Nach ihrem Tod wird ihre Schule für jugendliche Schauspieler, Tänzer und Akrobaten von der übernächsten Generation geleitet. Rosmaries Erbe lebt weiter, wenn ich meine vierjährige Enkelin nach ihrer Metzenthinstunde begeistert erzählen höre: «Heute war ich ein Apfelbaum.» Charles Lewinsky

# «Putin hat einen sehr guten Humor»

Von *Philipp Gut* — Der russische Präsident Wladimir Putin bleibt für viele im Westen ein Rätsel. Fernsehchefin Margarita Simonjan kennt ihn persönlich. Er sei demokratischer und liberaler als die Mehrheit der Russen. Die Furcht vor einer neuen Expansionspolitik des Kreml sei unbegründet.

Die Szene war bezeichnend: Minsk, Weissrussland, später Sonntagabend. Die russische Mannschaft hat soeben die Weltmeisterschaft im Eishockey gewonnen. Die Kamera schwenkt auf Wladimir Putin. Während die Halle tobt, verzieht der Präsident keine Miene. Mr. Cool aus dem Kreml. Für viele bleibt Putin eine Maske. Eine, die ihn persönlich kennt, ist Margarita Simonjan, 34. Zu ihrem Geburtstag sandte ihr Putin Blumen. Eine Jury zählte Simonjan zu den einflussreichsten Frauen Russlands. Bereits mit 25 wurde sie Chef des staatlichen Fernsehsenders RT, der ein russisches Pendant zum amerikanischen Nachrichtensender CNN sein will und weltweit in verschiedenen Sprachen ausstrahlt. Seit diesem Jahr ist Simonjan in Personalunion auch Chef der Nachrichtenagentur Ros-sija Segodnja. Wir haben Simonjan in Moskau getroffen. Sie empfing die *Weltwoche* nicht in ihren modernen TV-Studios, sondern in einem Hinterhof, wie er auch in der russischen Provinz zu finden wäre, zu einem Gespräch über Putin und die Welt aus russischer Sicht.

**Das Weltgeschehen von einem russischen Standpunkt zu erklären: Das sei Ihre Aufgabe, haben Sie einmal gesagt. Sie haben viel zu tun im Moment.**

Das ist so!

**Legen wir los. Wie sehen Sie die aktuellen Vorgänge in der Ukraine?**

Ich bedauere zutiefst, was geschieht. Es ist unfassbar. Eben erhielt ich einen Anruf eines Kollegen von einem anderen russischen Fernsehkanal. Seine Reporter sind von der ukrainischen Armee gefangenegenommen worden. Sie sagten aus, sie hätten angeblich illegale Aktivitäten verfolgt. Ich will mir nicht vorstellen, was die Ukrainer mit diesen Reportern gemacht haben, um eine solche Aussage zu erhalten. Das ist nicht mehr die Ukraine, die wir kannten und wohin wir gern gereist sind. Die Leute sind verrückt geworden.

**Wie gefährlich ist die Lage?**

Ich sehe nicht, wie der westliche und der südöstliche Teil der Ukraine noch zusammenleben könnten. In Odessa sind Menschen bei lebendigem Leib verbrannt. In Mariupol sind friedliche Demonstranten erschossen worden. Die Regierung in Kiew hat die russische Sprache und das russische Fernsehen verboten. Viele russischsprachige Ukrainer bekommen im Südosten keine

Pensionen und Gehälter. Wie soll da noch ein Zusammenleben möglich sein? Das ist ein Bürgerkrieg!

**Wie wird es weitergehen?**

Es wird wohl ein ähnliches Szenario geben wie in Abchasien. Nach dem Krieg mit Georgien erklärte Abchasien seine Unabhängigkeit. Diese wurde allerdings von niemandem anerkannt. Auch die georgische Regierung betrachtet Abchasien immer noch als Teil Georgiens. Dabei ist die georgische Währung in Abchasien längst nicht mehr gängig. Es gibt sogar Grenzkontrollen zwischen Georgien und Abchasien. Die Leute leben ihr eigenes kleines Leben.

**Welche Pläne verfolgt Russland mit der Ukraine?**

Obwohl die Leute im Südosten der Ukraine um Hilfe gebeten haben, hat Russland klargemacht, dass es nicht einmarschieren wird. Viele Russen wünschen sich das allerdings. Ich persönlich bin dagegen.

**Weshalb?**

Weil ich Krieg nicht liebe. Aber Russland ist in einer schwierigen Situation. Wenn es den Menschen in der Ukraine zu Hilfe eilt, riskiert es einen grossen Krieg in Europa. Die Wahl besteht zwischen zwei Übeln. Wir haben uns für das kleinere entschieden.

**Russland war der Aggressor auf der Krim.**

Das ist Unsinn! Der Aggressor ist Kiew, es hat die Leute unterdrückt. Auf der Krim wurde kein einziger Schuss abgegeben. 97 Prozent der Bevölkerung wollten Russland beitreten. Die Menschen weinten vor Glück, als sie wie-



«Wir vermissen die geeinte Nation»: Simonjan.

der mit Russland vereint waren. Bei jedem andern Land wäre ein solcher Akt der Selbstbestimmung bejubelt worden. Aber sobald es um Russland geht, ändert der Westen seine Massstäbe und Prinzipien. Das hochgelobte Selbstbestimmungsrecht ist plötzlich nichts mehr wert.

**Was kennzeichnet die jüngste ukrainische Revolution?**

Das ist ein weiterer Grund, warum es mir leid tut um die Ukraine. Nach dem Kollaps der Sowjetunion herrschte in den ehemaligen Sowjetrepubliken das Chaos. Russland hat

«Die Russen halten Amerika für aggressiv – und Europa für schwach.»

sich seither stabilisiert und eine dynamische Entwicklung durchlaufen. Anders die Ukraine. Sie liegt wirtschaftlich am Boden. Wie wollen Sie ein Land politisch und ökonomisch vorwärtsbringen, wenn alle paar Jahre eine Revolution stattfindet? Und der Westen ermuntert noch dazu!

**Sie behaupten, Wiktor Janukowitsch und sein kleptokratisches Regime hätten für Wachstum und Wohlstand gesorgt?**

Natürlich nicht. Gute Führer werden nicht weggejagt. Aber ich wünschte mir für die Ukraine eine normale Regierung, die das Chaos stoppt und die Wirtschaft ankurbelt.

**Was erwarten Sie vom neuen ukrainischen Präsidenten Petro Poroschenko?**

Poroschenko hat nur eine Chance, sein Land zusammenzuhalten: Er muss die Bürger im Südosten respektieren. Er muss die Armee stoppen und mit dem Strafeinsatz aufhören. Die Regionen brauchen mehr Autonomie. Russisch muss wieder Amtssprache werden. Ansonsten zerfällt die Ukraine endgültig. Er hat nicht mehr viel Zeit.

**Ihr Sender berichtet aus der ganzen Welt – mit dem Anspruch, Facetten der Realität zu zeigen, die in den westlichen Medien nicht vorkommen. Können Sie Beispiele nennen?**

Wenn in Libyen eine Nato-Drohne abgeschossen wird, berichten darüber alle Mainstream-Medien, und wir berichten, dass in der gleichen Zeit im Bombardement eine dreizehnköpfige Familie gestorben ist.

**Auch in Syrien geben Sie Gegensteuer.**

Wir staunten, wie sich der Westen sofort blindlings auf die Seite der Rebellen schlug



*Repräsentiert die Russen sehr genau: Präsident Putin.*

– ohne die Realität vor Ort zu kennen. Viele Anti-Assad-Kämpfer sind fanatische Terroristen. Und der Westen unterstützt sie noch. Ich verstehe das nicht.

**Vielleicht hat es damit tun, dass man im Westen auf Vorschuss alles liebt, was irgendwie nach Revolution aussieht.**

Exakt! Nehmen Sie das Beispiel von Ägypten. Hunderte von Menschen werden vom neuen Regime exekutiert. Hat der Westen etwa dafür gekämpft? Man könnte es ja noch verstehen, wenn die neuen Regierungen, die durch illegale Gewaltmethoden an die Macht kamen, demokratischer, humanitärer, besser wären. Aber sie sind schlechter!

**Die Schweiz hat derzeit den Vorsitz bei der OSZE inne. Bundespräsident Burkhalter**

**hat Präsident Putin getroffen. Wie nehmen Sie die Schweizer Vermittlungsrolle wahr?**

In Russland ist die Schweiz kein Thema. Wir haben indes klare Ansichten über die USA und über Europa als Ganzes. Die Russen halten Amerika für aggressiv – und Europa für schwach. Wir staunen, wie sich die Europäer von den Amerikanern demütigen lassen. Denken Sie nur an die Telefonaffäre mit der deutschen Kanzlerin Angela Merkel. Für Russen ist offensichtlich: Europa ist in seiner Aussenpolitik abhängig.

**Wladimir Putin hat den Untergang der Sowjetunion einmal als «Katastrophe» bezeichnet. Was meinte er damit?**

Das müssen Sie ihn selber fragen. Ich kann nur vermuten. Die Russen sind die grösste gesplattene Nation der Erde. Nirgends leben

so viele Menschen jenseits der Grenzen, die einst Bürger desselben Staats waren. Darauf hat Putin wohl angespielt. Niemand vermisst den Kommunismus. Wir vermissen die geeinte Nation. Früher konnten wir ohne Grenzkontrollen und begleitende Schwierigkeiten nach Kiew reisen. Stellen Sie sich vor, die Schweizer Kantone würden plötzlich wieder Grenzkontrollen einführen und sich feindlich gegenüberstehen. Das schmerzt.

**Schmiedet der Kreml neue Expansionspläne?**

Unsinn! Weissrussland wäre vermutlich das leichteste Opfer. Doch niemand kommt auf die Idee, es Russland einzuverleiben. Oder Kasachstan. Dort lebt eine riesige russische Diaspora. Trotzdem gibt es zwischen Russland und Kasachstan keine Probleme.

Kasachstan respektiert die russische Minderheit. Probleme entstehen nur, wenn sich andere Staaten aggressiv verhalten und die Rechte der russischstämmigen Bevölkerung verletzen – wie in der Ukraine.

**Präsident Putin hat Ihnen Blumen geschickt. Wie erleben Sie ihn als Person?**

Er ist tough. Er hat einen sehr guten Humor. Er weiss ziemlich viel. Und er hat eine Schwäche für einfache Leute. Er liebt es, mit ihnen zu sprechen – er traut den normalen Leuten mehr als der Elite. Gegenfrage: Ich habe gehört, dass viele Schweizer nicht einmal den Namen ihres Präsidenten kennen. Ist das wahr?

**Das hat mit unserem politischen System zu tun: Wir haben keinen Präsidenten, nur einen sogenannten Bundespräsidenten, der für ein Jahr amtiert und nicht mehr Macht hat als die andern sechs Regierungskollegen. Zurück zu Putin: Gerhard Schröder bezeichnete ihn als «lupenreinen Demokraten». Andere halten ihn für eine Art Diktator. Manche sprechen von einem «neuen Zaren». Und wieder andere sehen eine Geheimdienstseilschaft aus St. Petersburg am Werk. Welches ist der reale Putin?**

Putin ist sehr viel demokratischer und liberaler als die Mehrheit der Russen. Beispiel Todesstrafe: Wir haben keine Todesstrafe mehr in Russland, obwohl sich eine Mehrheit der Bevölkerung dies wünscht.

## «Putin gab den Russen Selbstbewusstsein zurück und die Liebe zum Vaterland.»

Aber Putin ist sehr viel konservativer als die meisten Westeuropäer. Ich wäre überrascht, wenn er etwa die Schwulenehe befürwortete. Die Russen sind generell konservativer, was Werte wie Familie und Religion betrifft. Wir denken in diesen Dingen ungefähr so, wie die Amerikaner vor zwanzig, dreissig Jahren. In diesem Punkt repräsentiert Putin die Russen sehr genau.

**Wie gross ist Putins Einfluss auf Russland? Welches ist seine grösste Errungenschaft?**

Seine Wirkung ist sehr gross. Putins wichtigste Leistung ist, dass Russland immer noch in seinen heutigen Grenzen existiert. Bevor er an die Macht kam, fiel Russland auseinander. Putin stoppte den Krieg in Tschetschenien. Das einst zerstörte Grosny ist heute eine der schönsten russischen Städte! Putin richtete das Volk auch emotional wieder auf: Er gab den Russen Selbstbewusstsein zurück und die Liebe zum Vaterland. Noch in den neunziger Jahren war Russlands Ansehen bei der eigenen Bevölkerung gering, alle wollten das Land verlassen, man verachtete die eigene Geschichte.

**Wie sieht es im täglichen Leben aus?**

Wirtschaftlich haben es die Menschen leichter. Die Einkommen sind gestiegen, das Bruttozivilprodukt ist gewachsen. Ich kenne keine einzige Person, der es heute schlechter ginge als in den Neunzigern.

**Die Pensionen sind doch sehr bescheiden, vor allem ältere Leute sind oft bitterarm.**

Ich sage nicht, es sei perfekt heute. Aber vor fünfzehn Jahren konnten die Leute nicht einmal leben, wenn sie arbeiteten. Manche mussten ein Jahr auf ihr Gehalt warten. Heute reicht die Pension fürs Leben, und sie wird regelmässig bezahlt. Mein Schwiegervater – ein Polizeiveteran – und dessen Frau bekommen zusammen eine Pension von rund 1500 Dollar pro Monat. Nicht alle Leute erhalten so viel. Meine Mutter etwa bekommt 400 Dollar. Noch vor fünfzehn Jahren aber kriegte sie 40 Dollar – und das nur alle fünf, sechs Monate.

**Welches ist das grösste ungelöste Problem Russlands?**

Die Korruption.

**Das hat Tradition. Woher kommt das?**

Darüber gibt es viele Witze. Schon zu Zeiten Peters des Grossen lief es nach folgendem Muster: «Du bekommst diesen Posten.» – «Und was ist der Lohn?» – «Was, du willst auch noch Lohn?» Es brauchte gar kein Salär. Für das Einkommen sorgten die vielen Möglichkeiten der Korruption.

**Bekämpft Präsident Putin die Korruption, oder verstärkt er sie?**

Ich würde sagen, jeder russische Führer hat versucht, die Korruption zu bekämpfen. Es ist unwahrscheinlich, dass Putin mit dem zufrieden ist, was jetzt geschieht.

**Waren die Herrscher nicht eher Teil des Problems?**

Das Problem liegt tiefer: in der Mentalität der Leute. Und die Mentalität zu ändern, das braucht Zeit. Ich spreche nicht von den hohen Tieren, die sind wohl überall korrupt, ausser... vielleicht in der Schweiz. (Lacht) Es beginnt im Alltag. Nehmen wir an, Sie werden von der Polizei angehalten, weil Sie ein Verkehrsdelikt begangen haben. Sie würden nicht einmal daran denken, den Polizisten zu



bestechen. In Russland aber tun es 99 Prozent der Leute. Wenn ein Russe zum Arzt geht oder zum Lehrer seiner Kinder, ist die Reaktion immer dieselbe: Man gibt Geld. Dann wird die Behandlung besser, und die Kinder bekommen bessere Noten. Erst in den letzten Jahren habe ich Leute sagen hören, sie weigerten sich, solche Bestechungsgelder zu zahlen. Bei mir war es genauso: Als ich vom Studium in den USA zurückkehrte, sagte ich: «Ich werde die Polizei nie mehr bestechen.» Alle haben mich ausgelacht.

**Und, haben Sie es durchgezogen?**

Ja, habe ich, aber heute habe ich einen Fahrer. (Lacht)

**Wie würden Sie Charakter und Dynamik der heutigen russischen Gesellschaft beschreiben?**

Sie ist zuversichtlicher, offener geworden. Man muss sich das einmal vorstellen: Bis vor zwei Jahrzehnten hatten die Russen keine Ahnung, was im Rest der Welt passierte. Meine Mutter realisierte erst, dass der Kapitalismus nicht so schlimm war, die Menschen in Westeuropa nicht hungers sterben und dass es mehr als zwei Sorten Würste gibt, als sie 1988 unsere Verwandten in den Niederlanden besuchte. Sie kehrte tiefdeprimiert heim. Sie hatte geglaubt, was die Propaganda sagte.

**Spricht man mit Russen in der Provinz, sagen sie: «Moskau ist ein Planet für sich.» Ist die rasante Entwicklung der Hauptstadt wirklich repräsentativ für das Land?**

Grosse Städte sind immer anders als das Land. Das ist doch überall so. Ich würde diese Kritik am angeblich abgehobenen Moskau nicht teilen. Ich bin im südrussischen Krasnodar aufgewachsen. Abgesehen von den touristischen Sehenswürdigkeiten besteht kein grosser Unterschied. Sie finden dort die gleichen Menschen, die gleichen Plätze, die gleichen Restaurants, die gleichen Autos. Die Leute kleiden sich ähnlich, und sie führen dieselben Gespräche. Aber natürlich gibt es in Moskau mehr Möglichkeiten, Karriere zu machen.

**Sie haben selber bei einem Lokalsender angefangen.**

Dort stossen Sie schnell an die Decke. Der Ort, um weiterzukommen, ist Moskau.

**Ihre persönliche Familiengeschichte spiegelt die grosse Politik. Ihre Vorfahren waren Armenier. Sie lebten auf der Krim und wurden unter Stalin umgesiedelt.**

Fast in jeder russischen Familie finden Sie Opfer der stalinistischen Repression. Die Familie meines Grossvaters wurde im Jahr 1944 von der Krim in den Ural deportiert. Er hat darüber ein Buch geschrieben, das ich als Mädchen korrigiert habe – er beherrschte die russische Grammatik nicht so gut. Eines Tages klopfen Stalins Schergen an die Tür. Sie gaben zwanzig Minuten, um die Sachen

zu packen. Dies alles geschah, während die Männer an der Front für die Rote Armee kämpften. Als mein Grossvater aus dem Krieg zurückkehrte, fand er das Haus verriegelt. Die ganze Strasse war leer. Der Dorfsowjet teilte ihm mit, seine Familie lebe nun im Ural. Er dürfe ihnen folgen. Mein Vater wurde 1951 in der Gegend von Jekaterinburg geboren – sozusagen als Volksfeind von Geburt an. Unter Chruschtschow wurde die Familie rehabilitiert, aber auf die Krim durften wir nicht zurückkehren.

#### Warum nicht?

Weil es die Sowjetunion war! Die Häuser blieben enteignet.

#### Sie schildern eindrücklich, wie Ihre Familie das stalinistische Terrorsystem erlebte. Wie erklären Sie sich, dass Stalin heute noch von manchen Russen verehrt wird?

Die Mehrheit der Russen hält Stalin nicht für einen *good guy*. Einige Leute vermissen die starke Hand. Der Hauptgrund für diese Anerkennung ist, dass Stalin den Krieg gewann. Allerdings – das ist meine persönliche Ansicht – bin ich nicht sicher, ob wir ohne Stalin auch auf diese Weise in den Krieg hineingeraten wären.

#### Der Olympiaort Sotschi ist Ihre zweite Heimatstadt. Waren Sie seit dem Ende der Spiele wieder dort?

Ja, im April. Was für eine wunderschöne Stadt!

#### Was gefällt Ihnen daran?

Das Klima, die Palmen, das Meer, meine Familie. Und dank den Olympischen Spielen gibt es neue Strassen, Spitäler, schöne Gebäude, Restaurants.

#### Ist die Stadt nicht leer?

Sie ist leer, aber das ist immer so in der Zwischensaison.

#### Eine Jury zählte Sie zu den hundert einflussreichsten Frauen Russlands. Welche Rolle spielen die Frauen in der russischen Gesellschaft?

Diese Frage überrascht mich – sie ist typisch westlich. Für eine russische Frau klingt das etwa so, als würden Sie fragen: «Welche Rolle spielen blauäugige Menschen in der russischen Gesellschaft?» Die Geschlechterfrage ist kein Thema.

#### In der Schweiz haben zwar viele Frauen einen Job, aber die meisten arbeiten nur Teilzeit.

In Russland arbeiten die Frauen mehr als die Männer. Das war schon immer so.

#### Sie waren Reporterin im zweiten Tschetschenienkrieg und berichteten vom Geiseldrama in Beslan 2004. Sie sahen zu, wie Hunderte von Menschen von den islamistischen Terroristen erschossen wurden. Sie waren damals 24. Wie gingen Sie mit dieser Erfahrung um?

Es war das Schlimmste, was mir je passiert ist. Ich wurde krank, hatte Alpträume und entwickelte durch den psychischen Stress Symptome, die normalerweise von einer seltenen Allergie herrühren.

#### Sie sind Chefin zweier grosser Unternehmen und Mutter eines kleinen Mädchens. Das nächste Kind ist unterwegs. Wie schafft man das?

Es geht ganz gut. Ich wohne mit meiner Mutter und meiner Tante, dazu kommt ein Kindermädchen. Was den Job betrifft: Wenn Sie herausgefunden haben, wie sie mit drei Menschen umgehen müssen, dann können sie auch 3000 führen.

#### Wenn Ihre kleine Tochter zwanzig sein wird: In welchem Russland wird sie leben?

In einem besseren.

#### Das heisst?

Moderner, weniger abhängig von Öl und Gas, noch zuversichtlicher in die Zukunft blickend, weniger korrupt.

**Margarita Simonjan**, 34, ist Chefredaktorin des russischen Fernsehsenders RT und gleichzeitig Chefin der Nachrichtenagentur Rossija Segodnja. Sie berichtete 2004 als erste Reporterin von der tödlichen Geiselnahme in Beslan. Schon mit 25 wurde sie Fernsehchefin. Präsident Putin kennt sie beruflich und privat.



FM 93.6  
**RADIO1** DIE WELTWOCHEN

# ROGER GEGEN ROGER



## ZWEI STANDPUNKTE, ZWEI MEINUNGEN.

LIVE AUS DEM BOLERO CLUB, UNTERE VOGELNANGSTRASSE 8 IN WINTERTHUR

2. JUNI 2014 · 18:00 BIS 18:50 UHR · TÜRÖFFNUNG 17 UHR

EINTRITT CHF 15.- INKL. WELCOME-DRINK

NUR MIT ANMELDUNG UNTER [TICKETS@RADIO1.CH](mailto:TICKETS@RADIO1.CH) (PLATZZAHL BESCHRÄNKT).

**BOLERO**  
Club & Lounge

## NDL

Von Henryk M. Broder — «Neue Deutsche Logik» im Europawahlkampf.



Kurz vor dem Ende des Europawahlkampfes, sozusagen auf der Zielgeraden, haben die deutschen Sozialdemokraten ihren inneren Schweinehund von der Leine gelassen. «Nur wenn Sie Martin Schulz und die SPD wählen, kann ein Deutscher Präsident der EU-Kommission werden», plakatierten sie bundesweit. Nun kämpfen die «Sozen», wie sie liebevoll von ihren Gegnern genannt werden, seit über hundert Jahren gegen den Vorwurf, «vaterlandslose Gesellen» zu sein. Die Begriffe «Sozialdemokrat» und «Landesverräter» wurden noch in den sechziger Jahren als Synonyme benutzt. Bevor Willy Brandt Bundeskanzler wurde, ist ihm übel angekreidet worden, dass er lieber ins Exil gegangen war, statt mit der Waffen-SS in den Krieg zu ziehen.

Mit einer solchen Erblast zu leben, ist nicht einfach. Die Sozialdemokraten wollen immer wieder beweisen, dass sie gute Deutsche sind. Und darüber hinaus auch gute Europäer und Weltbürger. SPD-Politiker fangen ihre Reden gerne mit den Worten «Gerade wir als Deutsche...» an, um dann zu erklären, warum die Freiheit auch am Hindukusch verteidigt werden muss, warum «wir» uns an internationalen Einsätzen beteiligen oder uns von ihnen fernhalten sollten. Warum aber sollte ausgerechnet ein Deutscher Präsident der EU-Kommission werden? Hat man uns nicht seit Jahr und Tag versprochen, Europa werde nicht germanisiert, sondern Deutschland europäisiert werden? Was ist es, das Schulz für den Job qualifiziert? Dass er seine politische Karriere als Bürgermeister der Gemeinde Würselen bei Aachen begann? Dass er ein Deutscher ist? Wäre ein Pole, ein Italiener, ein Däne von Hause aus weniger geeignet?

Nein, so weit würden die Sozialdemokraten nicht gehen. Sie sagen nur, dass es gut wäre, wenn ein Deutscher Präsident der Europakommission würde. Was wie ein Widerspruch daher kommt, ist die Neue Deutsche Logik – NDL. Man schwört dem Deutschsein mit der einen Hand ab, bedient es aber mit der anderen. Die Deutschen sollen Martin Schulz und die SPD wählen, «damit ein Deutscher Präsident der EU-Kommission werden kann». Denn der Nationalismus ist eine viel zu ernste Sache, als dass man ihn den «Rechtspopulisten» überlassen könnte. Da müssen wieder die «Sozen» ran.

## Kein Grund zur Entwarnung

Von Kurt Schiltknecht — Die Schulden-, die Banken- und die Euro-Krise sind aus den Schlagzeilen verschwunden. Doch überwunden sind sie noch lange nicht.

Wenn in einzelnen EU-Ländern nach sechs Jahren Rezession die Wirtschaft wieder etwas wächst, ist dies weder ein Grund zur Freude noch ein Hinweis auf die Bewältigung der Krisen. Die grössten Fortschritte sind bei der Überwindung der Bankenkrise erzielt worden. Das erstaunt nicht, denn die Bereitschaft, sich neuen Gegebenheiten anzupassen, ist bei privaten Unternehmen wesentlich grösser als bei staatlichen Institutionen. Wegen der neuen Eigenkapitalvorschriften und dank der Nullzinspolitik der Notenbanken verfügen die Banken wieder über mehr Eigenkapital. Bei vielen würde dieses allerdings nicht ausreichen, um eine weitere Wirtschaftskrise zu überstehen. Statt auf Bürokratie und kaum aussagekräftige Stresstests zu setzen, sollten die Aufsichtsbehörden den Empfehlungen der Ökonomen folgen und Eigenkapitalquoten von über zehn Prozent der Bilanzsumme vorschreiben. Bei niedrigeren Eigenmitteln ist das internationale Bankensystem instabil.

Kleine Fortschritte gab es auch bei der Lösung des *too big to fail*-Problems. Ein etwas höheres Eigenkapital für systemrelevante Banken und eine Auftrennung der verschiedenen Bankaktivitäten in selbständige Organisationen und deren Unterstellung unter ein Holdingdach sind Schritte in die richtige Richtung. Doch zur Lösung des Problems reicht dies noch nicht.

### Überzeugende Ansätze fehlen

Sowohl in der EU als auch in Japan und den USA ist die Staatsverschuldung weiter angestiegen. Nachdem mit der Schaffung des Euro-Rettungsschirms eine eigentliche Schuldenkrise vermieden werden konnte, ist der Elan zum Schuldenabbau in vielen Ländern verlorengegangen. Als Anfang 2013 die Europäische Zentralbank noch ankündigte, dass sie künftig dafür sorgen werde, dass die Risikoprämien der Staatsanleihen der überschuldeten Länder sich in vernünftigen Grenzen bewegen würden, fanden selbst risikoreiche Staatsanleihen wieder Käufer, und die überschuldeten Länder konnten sich zu erstaunlich niedrigen Zinsen refinanzieren.

In den letzten Tagen sind die Renditen allerdings wieder etwas gestiegen. Vielleicht realisieren einige Investoren, dass die Schuldenprobleme mit dem Euro-Rettungsschirm und dem Eingreifen der Europäischen Zentral-

bank nicht gelöst, sondern nur vertagt worden sind. Früher oder später muss die durch die Käufe von (maroden) Staatspapieren geschaffene Liquidität wieder abgebaut werden. Dies wird spätestens bei einer Normalisierung der Wirtschaftslage der Fall sein. Als Folge davon werden die Zinsen und damit die Zinslast der überschuldeten Länder steigen.

Sollte es die Inflation geben, wird die Zinslast noch grösser werden. Es ist fraglich, ob dann die überschuldeten Länder ihre Schulden noch bedienen können. Auf jeden Fall werden die hohen Zinszahlungen den Spielraum für einen Konjunkturaufschwung einschränken. Bereits heute behindert die Schuldenlast eine Erholung. Hohe Wachstumsraten und eine signifikante Reduktion der Arbeitslosigkeit werden erst möglich sein, wenn die Schulden und Staatsausgaben drastisch abgebaut worden sind. Überzeugende Ansätze, wie dies geschehen soll, fehlen.



Auch die Euro-Krise ist noch nicht überwunden. Selbst die besten Wirtschaftspolitiker können es nicht ändern, dass eine Einheitswährung in einem heterogenen Wirtschaftsraum gravierende Probleme mit sich bringt. Im Moment ist das Wiedererlangen der Wettbewerbsfähigkeit der überschuldeten südlichen Euro-Länder eine der grössten Herausforderungen.

Weil nach der Einführung des Euro die Konsumenten- und die Produzentenpreise in diesen Ländern viel stärker als in den nördlichen gestiegen sind, hat sich deren internationale Wettbewerbsfähigkeit verschlechtert. Da die Europäische Zentralbank ihre Geldpolitik an der durchschnittlichen Wirtschaftsentwicklung im Euro-Raum orientieren muss, wertete der Wechselkurs des Euro für die südlichen Länder entsprechend den höheren Inflationsraten auf und für die nördlichen ab. Eine Entwicklung, von der Deutschland profitiert hat.

Die südlichen Länder können ihre Wettbewerbsfähigkeit nur wiedererlangen, wenn sie ihr Preisniveau und ihre Produktionskosten drastisch senken. Dass dies kurzfristig gelingt, ist unwahrscheinlich. Für produktivitätssteigernde Investitionen fehlen die Mittel, den Lohnsenkungen steht der Widerstand der Gewerkschaften entgegen, eine Inflation steht in Deutschland nicht vor der Tür. Fazit: Schulden- und Euro-Krise können noch lange nicht ad acta gelegt werden.

# EU – die Zeichen an der Wand

Von Hansrudolf Kamer — Die Unabhängigkeitspartei erschüttert Britannien, der Front national Frankreich. Starkes Misstrauen gegenüber den Eliten setzt Europas Regierungen unter Druck.



Es ist nicht einfach, die Phalanx der etablierten Parteien in Britannien zu durchbrechen. Tradition, Gewohnheit und das Mehrheitswahlrecht stehen dagegen. Doch nach dem Durchbruch der

United Kingdom Independence Party (Ukip) bei den Gemeinde- und Europawahlen könnte ihr der Einmarsch in das Unterhaus gelingen. Der nächste Termin ist die Nachwahl in Newark in zwei Wochen.

In Frankreich wurde der Triumph des Front national von einer neuen Wahlschlappe der regierenden Sozialisten und des amtierenden Präsidenten François Hollande persönlich begleitet. Seine Politik, den Niedergang zu stoppen, misslang.

Behaupten konnten sich die etablierten Parteien in Deutschland. Protest gegen Europa ist hier unerwünscht. Die «Alternative für Deutschland» steigerte sich zwar gegenüber der Bundestagswahl, doch zu wenig, um damit an Einfluss zu gewinnen. Die Erfolge der Euro-Skeptiker generell setzen aber die Regierungen und auch jene in Berlin unter Druck. Sie müssen ihre Politik anpassen, wenn sie die Erosion der EU aufhalten wollen.

Die Wahlen fanden bei schwacher Beteiligung in den wichtigsten Ländern unter nationalen Gesichtspunkten statt. In Britannien sorgte die Kombination mit den Gemeindevahlen dafür. Der Versuch, eine politische Identität Europas mit den Wahlen und den Spitzenkandidaten zu erzwingen, scheiterte einmal mehr.

## Triumph in den Hochburgen

Die Ukip unter Nigel Farage schnitt besser ab als erwartet. Sie erhielt mehr als 160 Sitze in Gemeindebehörden und wurde die stärkste Partei bei den Europawahlen. Die Ukip triumphierte aber nicht nur in konservativen Kernlanden, sondern erstmals auch in Labour-Hochburgen. Die Liberaldemokraten erlitten landesweit eine vernichtende Niederlage. Es war das erste Mal seit 1910, dass weder die Konservativen noch Labour nationale Wahlen gewannen.

Marine Le Pen, die Chefin des Front national, sah einen starken Willen zur Unabhängig-

keit. «Nein zu Brüssel, ja zu Frankreich» war und ist ihr Slogan. Sie borgte sich das geflügelte Wort aus Lincolns Gettysburg-Rede und versprach eine «Politik der Franzosen, für die Franzosen und mit den Franzosen». Es sei die erste Etappe auf dem langen Marsch für die Freiheit. Hollande hatte noch seinen Untergebenen ins Gewissen geredet: Europa verlassen sei gleich wie die Geschichte verlassen. Auch dieses Klischee hat seinen Dienst getan, es kann gehen.

## Moralismus, Überheblichkeit, Herablassung sind Teil des Europa-Problems.

Was der Triumph der Ukip in Britannien wirklich wert ist, wird sich in Newark und in einem Jahr bei den Wahlen zum Unterhaus zeigen. Schon einmal hatte die Partei bei Kommunalwahlen Erfolg und errang dann doch keinen Sitz im Unterhaus.

Die Tories hoffen, den Siegeszug der Ukip bereits in Newark bremsen zu können. Doch sie wie auch Labour machen sich etwas vor, wenn sie die jüngsten Ergebnisse nur als Denkmittelwahl abhaken wollen. Die Europafrage ist nicht geklärt, die Desillusionierung gründet tief.

Es geht nicht nur um Politik. Das Kopfschütteln über die «Eliten» in Politik, Finanzindustrie, Verwaltung und Medien, die ihre eigenen Prioritäten bedienen, Hinterwäldler belächeln und die realen Bedürfnisse des Landes ignorieren, ist weit verbreitet. Der Unmut richtet sich dabei nicht nur gegen das Bürokraten-Brüssel, sondern auch gegen einheimische Varianten abgehobener Geisteshaltungen.

## Skepsis im Hexagon

Eine Redaktorin der BBC wurde von der Berichterstattung über die Wahlen abgezogen, weil sie auf Twitter die Wähler der Ukip als «weisse Männer der Mittelklasse in mittlerem Alter mit sexistischen und rassistischen Ansichten» charakterisiert hatte. Moralismus, Überheblichkeit, Herablassung sind Teil des Europa-Problems.

Frankreich wird sich kaum von der EU abwenden – auch unter einer Präsidentin Le Pen nicht. Aber seit der Ablehnung des Verfassungsvertrages im Jahr 2005 ist die Skepsis im Hexagon fest verankert. «Mehr Europa» als Ausweg aus der Krise ist vorbei.

Noch immer glaubt eine Mehrheit in Britannien, dass ein Austritt aus der EU in einem wirtschaftlichen Desaster enden würde. Das könnte sich aber ändern. Der Abschied der Insel wäre für die EU ein Verlust eines global wichtigen Stützpfilers – wirtschaftlich, militärisch, kulturell. Diese Einsicht sollte auch das Bewusstsein der deutschen Bundeskanzlerin schärfen.

Mehr über Nigel Farage: Seite 46



Die Desillusionierung gründet tief: Wahlplakat der Front-National-Chefin Le Pen.

Mörgeli

## Hubachers Erinnerungslücken

Von Christoph Mörgeli

Der alte Genosse will es noch einmal wissen. Helmut Hubacher veröffentlicht dieser Tage ein Buch mit dem Titel «Hubachers Blocher». Seine Frau Gret war laut Vorwort damit gar nicht einverstanden. Dabei sollte sie doch froh sein, wenn ihr pensionierter Gatte Bücher schreibt. Sonst würde er ihr aus Langeweile noch den Haushalt neu organisieren. Das Reizwort «Blocher» musste in den Titel, damit das Buch gekauft wird. Langweiliger, aber passender wäre die Überschrift: «Warum der ehemalige SP-Chef die SP ganz, ganz toll findet».

So richtig herausgefordert fühlt sich Helmut Hubacher durch Christoph Blochers Schrift «Freiheit statt Sozialismus» aus dem Jahr 2000. Da ist zu lesen, dass sich «führende SP-Politiker» stolz als «Freunde von totalitären Regimes in Kuba, Nordkorea, Kambodscha und Nicaragua» bekannt hätten. Das mit Kuba und Nicaragua nimmt der Überwinder des Kapitalismus und Küsser des DDR-Mauerschiessebefehlshabers Erich Honecker (beides 1982) noch knapp hin. Aber Freunde des abscheulichen Regimes von Nordkorea? Oder Freunde der Millionenmörder von Kambodscha? Hubacher gibt sich «fassungslos» ob Blochers «Ungeheuerlichkeit» und «Diffamierung».

1985 wurde der SP-Vizepräsident und spätere Nationalrat Peter Vollmer von Nordkoreas Diktator Kim Il Sung persönlich empfangen. Kurz zuvor hatte der Geheimdienst dieses roten Scheusals vier südkoreanische Minister und dreizehn weitere Menschen umbringen lassen. Und kurz danach 115 südkoreanische Flugzeugpassagiere abstürzen lassen. In der *Weltwoche* glorifizierte Vollmer die «herzliche» Begegnung: «Kim Il Sung verkörpert die für jedes Land notwendige nationale Identität.» 1991 reiste SP-Nationalrat Werner Carobbio samt Geschenk zu Nordkoreas «Führer». 1995 besuchte die Spitze von dessen diktatorischer Arbeiterpartei die SP Schweiz.

Von der *Zeit* nach seinem grössten Irrtum befragt, antwortete 2010 der frühere SP-Nationalrat Jean Ziegler: «Vielleicht Kambodscha. Erst die radikalste Revolution und später dann das reinste, blutigste Verbrechen. Ich hatte an Pol Pot und seine Leute geglaubt. Sie waren zur gleichen Zeit wie ich in Paris, das waren Intellektuelle, gute Theoretiker.» Nicht weniger als zwei Dinge hat Jean Ziegler dem Buchautor Helmut Hubacher voraus: Er gibt zu, sich geirrt zu haben. Und er kann sich noch erinnern.

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

Bodenmann

## Chalet weg, Gripen weg

Von Peter Bodenmann — Parteifreunde fordern den Rücktritt von Ueli Maurer. Er hat fast alles falsch gemacht.



Halber Bundesrat: Verteidigungsminister Maurer (l.).

Die Schweizer Armee ist ein Eisberg. Die Hälfte der Kosten taucht im Bundesbudget auf. Die andere Hälfte tragen die Unternehmen. Weil die Angestellten auf Kosten der Wirtschaft unnötig viel Zeit in der angeblich besten Armee der Welt verplempern.

Samuel Schmid war in den Augen seiner Parteifreunde nur ein halber SVP-Bundesrat. Damals vertrat Christoph Blocher die Ansicht, drei Milliarden Franken pro Jahr würden für eine schlagkräftige Armee ohne Nato-Firlefanz genügen.

Heute ist nicht einmal mehr die SP so vernünftig wie einst Blocher. Denn neu soll die Armee pro Jahr 4,7 bis 5 Milliarden aus dem Bundeskässeli bekommen. Und zusätzlich vier Milliarden von den Unternehmen.

Nach der Niederlage fordern die SVP-Parteifreunde den Rücktritt von Ueli Maurer. Neu ist auch er nur mehr ein halber SVP-Bundesrat.

Dabei hatte die Schweizer Armee schon bisher viel zu viele Flugzeuge. Und sie war nur zu Bürozeiten einsatzfähig. Absolut zu Recht, denn der Schweizer Luftraum wird durch die befreundeten Luftwaffen Frankreichs, Deutschlands und Italiens nachweislich bestens geschützt. Gestern, heute und morgen.

Für verbleibende Aufgaben sind die vorhandenen 34 F/A-18 Flieger mehr als genug. Sie können – wenn die Piloten vermehrt im Simulator üben – noch zwanzig Jahre herumfliegen.

Bis 2032 sind wir leider in der Nato und glücklicherweise in der EU. Alles wird – wie beim Steuerhinterziehergeheimnis – viel schneller gehen, als wir uns dies heute vorstellen können und wollen.

Denn früher oder später wird die EU mit uns so umgehen wie zurzeit die amerikanischen Freunde. Die Credit Suisse wird selbst in ihren Schweizer Büros durch einen amerikanischen Besatzungsoffizier kontrolliert. Und dies in der souveränen Schweiz – ohne Protest von niemandem.

Bleibt die Frage, warum Ueli Maurer die Gripen-Abstimmung verloren hat. Er hat fast alles falsch gemacht: Die Frauen sind keine Gebrauchsgegenstände für Herrenwitze; im Welchen lassen sich die Bürgerlichen nicht zum Nulltarif ihren Didier Burkhalter beleidigen; Blattmanns 300-Liter-Mineralwasser-Bombe im Keller überzeugte niemanden; ein Berner Chalet ohne Dach ist kein Argument – und ein schwedischer Botschafter als SVP-Polit-Coach auch nicht.

Die Gruppe für eine Schweiz ohne Armee hat die beste Armee der Welt in offener Volksabstimmung geschlagen. Jo Lang war diesmal cleverer als Ueli Maurer.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

# Das P-Wort

Von Kurt W. Zimmermann — Der Populismus ist der populärste Programmpunkt der periodischen Publizistik.

Manchmal muss man, um die Gegenwart zu verstehen, in die Vergangenheit zurück. Wir kehren darum zurück zu Wilhelm von Humboldt. Von Humboldt, geboren 1767 in Potsdam, war der Begründer der vergleichenden Sprachwissenschaft. Er schrieb jenen Satz, der uns die Welt der Medien präzise erklärt: «Die wahre Heimat ist eigentlich die Sprache.»

Unsere Heimat ist die Sprache. Nähe und Entfernung zu Menschlichem und Materiellem wird durch unsere Sprache und Sprachwahl signalisiert. Die Sprache verrät unsere Vorlieben wie unsere Obsessionen.

Und damit wären wir beim humboldtschen Beweis, warum das Gros unserer Journalisten immer noch kräftig links steht.

Wenn es derzeit eine journalistische Obsession gibt, dann heisst sie: «Populismus». Die Zielgruppe der journalistischen Obsession sind: «die Populisten».

Nichts ist in den Medien derzeit beliebter als das P-Wort. Das P-Wort ist schnell erklärt. Populismus ist volksnahe Politik. Sie scheut sich nicht vor opportunistischen Tonlagen und ist darum oft sehr populär, wie soeben die Europawahlen zeigten. Das Gegenteil des Populismus ist die Politik der Eliten.

Man kann ein rechter Populist sein, mit patriotischem Pathos, wie es etwa Marine Le Pen ist, die französische Siegerin der Europawahl. Man kann ein linker Populist sein, mit patriotischem Pathos, wie es etwa Alexis Tsipras ist, der griechische Sieger der Europawahl.

In den Medien sollten sich also «Rechtspopulisten» und «Linkspopulisten» ungefähr die Waage halten. Schauen wir also einmal, in wie vielen Presseartikeln im letzten Jahr ein Politiker als «Rechtspopulist» oder als «Linkspopulist» bezeichnet und kritisiert worden ist.

Rechtspopulist	844
Linkspopulist	44

Zur Ergänzung zählen wir noch aus, wie häufig im letzten Jahr die Presse politischen Figuren oder Organisationen vorwarf, sie seien «rechtsextrem» oder sie seien «linksextrem».

rechtsextrem	2088
linksextrem	20

Das ist interessant. Populismus gibt es für Journalisten nur rechts. Extremismus gibt es für Journalisten nur rechts.

Um den wissenschaftlichen Teil dieser Kolonne abzurunden, zählen wir darum noch



«Wahre Heimat»: Wilhelm von Humboldt.

kurz aus, wie viele Presseartikel rund um die Europawahl den Rechtspopulismus und wie viele den Linkspopulismus thematisierten.

Rechtspopulismus	321
Linkspopulismus	9

Den Ausdruck «Mitte-Populismus» gibt es in den Medien nicht. Zu Christophe Darbellay und Philipp Müller, die diesen Markt emsig bewirtschaften, müssen sich die Journalisten noch einen stimmigen Stempel einfallen lassen.

Wilhelm von Humboldt hatte schon recht. Die Sprache ist die Heimat. Sprache ist darum verräterisch. Man schreibt über die Themen, bei denen man sich wohl fühlt. Wohl fühlen sich Journalisten in ihrem wohligen Schauer beim Blick gegen rechts. Der vereinte Kampf gegen rechts und das vereinte Kampfschreiben gegen Rechtspopulisten sind eine Wohlfühlzone der Publizistik.

Nach der Europawahl war natürlich rund um die Rechtspopulisten kein mediales Halten mehr: «Rechtspopulisten prägen Wahl» (*St. Galler Tagblatt*). «Rechtspopulisten gewinnen Europawahl» (*Südostschweiz*). «Die Rechtspopulisten prägten die Wahl» (*Aargauer Zeitung*). «Rechtspopulisten verzeichnen grosse Gewinne» (*Tages-Anzeiger*). «Die Rechtspopulisten feiern» («Tagesschau»).

Wir feiern auch: den Siegeszug des P-Worts.

# Erinnerung

Von Beatrice Schlag — Wie viel man sich merken kann.

Nach einem Unfall schickte mich das Spital vor einigen Jahren zu einer neuropsychologischen Abklärung, um sicherzugehen, dass ich keinen Hirnschaden erlitten hatte.



Einer der Tests besteht darin, dass man eine Reihe von Zahlen, die einem vorgesagt werden, rückwärts wiederholen muss. Nach dreizehn Zahlen, die ich fehlerfrei von hinten nach vorne wiederholte, sagte der Psychologe: «Sie haben da ein ausserordentliches Talent. Die meisten Leute schaffen höchstens sechs.» Ich wollte das ungeahnte Talent dringend nutzen. Aber wie? «Wetten, dass...?», damals noch auf Sendung, war meine einzige Idee. Aber gibt es etwas Langweiligeres als eine Kandidatin, die Zahlen, die ihr vorgeplappert werden, rückwärts nachplappert? Es war ein vollkommen nutzloses Talent.

Vor einigen Tagen berichtete die *New York Times* über eine Gedächtnis-Meisterschaft in San Diego. Die Meister der Erinnerung können sich natürlich ein Vielfaches von dreizehn Zahlen merken. Der Sieger, ein 35-jähriger deutscher Anwalt, kann die Abfolge eines vollständigen Kartenspiels auflisten, nachdem er es 21 Sekunden lang betrachtet hat. Sein schärfster Konkurrent, ein Lehrer, ist Weltmeister im Wiederholen von Zahlen, allerdings vorwärts: Er schafft 501 richtige Zahlen in fünf Minuten. Die seit Jahrhunderten bekannte Technik ist immer dieselbe: Man verbindet Zahlen, Wörter oder Karten mit einem Kaleidoskop eigener Bilder im Kopf, die umso besser haften, je unwahrscheinlicher sie sind. Was die Hirnforscher daran brennend interessiert, ist weniger die Gedächtnisleistung als die des Vergessens. Wie verhindern die *memory*-Athleten, dass ihnen alte Bilder in die Quere kommen? Sie selber behaupten, sich an nichts mehr zu erinnern, kaum sei der Wettbewerb vorbei. Das ist falsch. Als Hirnforscher ihnen überraschend nochmals dieselben Wörter vorlegten wie am Vortag, erinnerten sie sich an 75 Prozent davon. Ein durchschnittlicher Student kommt auf weniger als 5 Prozent. Das Zauberwort heisst Aufmerksamkeitskontrolle. Die Gedächtnismeister sind auch Meister des konzentrierten Ausblendens, was zur Überraschung der Forschung etwas anderes ist als Vergessen.

«Eine rückwirkende Kollektivschuld zu unterstellen, halte ich für absurd.» *Max F. Bretscher*



«Hat dies alles mit dem Sündenfall von Adam und Eva zu tun?»: CS-Manager Rohner (l.), Dougan.

**Moralkeule**

Nr. 21 – Berichterstattung zur Credit Suisse von R. James Breiding und Roger Köppel

Ich habe Mühe mit Sippenhaftung. Insbesondere wenn es sich um Vergangenes handelt. So war (ist?) das Schweizer Bankgeheimnis in der Vergangenheit eine «heilige Kuh»: Die Verantwortung für die Steuerehrlichkeit lag (liegt?) bei den Individuen und nicht bei den Institutionen, bei welchen die Individuen allenfalls ihre Werte hinterleg(t)en. Bis vor wenigen Jahren war der Begriff Corporate Governance unbekannt. Nun wird offenbar das Recht in dieser Hinsicht umgedreht. Eine rückwirkende Kollektivschuld zu unterstellen, halte ich für absurd. Die Autoren werden wohl kaum fordern, dass der Papst zurücktritt, weil Priester, Mönche und Nonnen in der Vergangenheit sich als Kinderschänder herausstellten. Oder hat dies alles mit dem Sündenfall von Adam und Eva zu tun?

*Max F. Bretscher, Langnau a.A.*

Die *Weltwoche* verteidigt die Bankiers durch dick und dünn, auch wenn man so seine Zweifel an deren Ehrbarkeit hat. Aber jetzt wird gegen die Herren Rohner und Dougan die Moralkeule geschwungen – immerhin wird nur Rücktritt, kein Seppuku verlangt. Wobei Rohners Zynismus über die «weisse Weste» natürlich übel aufstösst und Roger Köppel recht hat. Wieder die alte Frage: Sind die Leute dumm oder kriminell? Ich habe keine Illusio-

nen über Banken, ob schweizerische oder ausländische Filialen in der Schweiz, und kenne genug Ausländer, die ihr Geld beileibe nicht der Zinsen wegen hier angelegt haben und jetzt bei ihren Steuerbehörden anstehen, um sich selbst anzuzeigen. Aber wenn nun aus ethischen Gründen Rücktritte verlangt werden wegen eines Geschäftsmodells, das jahrzehntelang stillschweigend und mit Augenzwinkern akzeptiert (und sehr profitabel, auch für die Schweiz als Ganzes) war – dann Tabula rasa: für alle die Banker, die Hand zu Steuerbetrug oder Steuerhinterziehung geboten haben, ob im Inland oder Ausland.

*Peter Vogt, Thundorf*

Das Topmanagement der Credit Suisse hat wohl die letzten Jahre voller negativer Schlagzeilen ignoriert, ja, man hat probiert, die schmutzige Weste einfach sauber zu waschen. Aktionär, Steuerzahler und Staat mussten bis heute immer das Waschmittel für die Credit Suisse liefern. Diese Topmanager haben ihre Sorgfaltspflicht vernachlässigt und andere für ihr Fehlverhalten büssen lassen. Es wäre somit angebracht, dass sie auf einen Teil ihrer Boni verzichten und Reue zeigen. Damit könnte die Credit Suisse viel Goodwill schaffen und ein Zeichen für die Zukunft setzen. Diese Manager sollen zuerst gute Resultate erbringen, bevor sie wieder mit der grossen Kelle anrichten wollen. Als Jugendlicher stört es mich, dass ich für mein Sparkonto nur 0.1 Prozent Zins bekomme. So wird die Jugend

doch nicht zum Sparen motiviert. Die Bank sollte an den richtigen Orten sparen und sicher nicht bei den Kunden.

*Sebastian Bauert, Ebmatingen*

Die Herren Dougan und Rohner mit ihrer «weissen Weste» kommen einem wie Schwerverbrecher vor, die aussagen, sie übernehmen für ihre Untat die Verantwortung nur insofern, als sie das Opfer durch eine schwierige Zeit gebracht hätten, und würden so weitermachen. Wenn ich ohne Schadenfolge ein Rotlicht missachte, komme ich mit 250 Franken an die Kasse; wenn verantwortungslose Wirtschaftskriminelle sämtliche Rotlichter von Moral und Ethik missachten, dürfen sie sich weiterhin mit jährlich zig Millionen aus der Kasse belohnen.

*Alfred Wettstein, Zollikerberg*

**Ohne bürgerlichen Rückhalt**

Nr. 21 – «Die Mission ist gescheitert»; Urs Paul Engeler über die Gripen-Abstimmung

Nicht die Linken und auch nicht die Romands haben dem Gripen zum Absturz verholfen, sondern die Mitte. Schlimmer noch: die bürgerliche Mitte. Natürlich war der Gripen ein Projekt des VBS. Aber ebenso ein Projekt von Ueli Maurer, einem bei den gedemütigten Mitteparteien unbeliebten Politiker. Und bekanntlich lag der Kampagnen-Lead am Ende bei der SVP, nachdem die CVP ausgestiegen war.

Die Präsidenten von FDP, CVP und weitere «bürgerliche» Prominente leisteten sich während der Evaluationsphase bis kurz vor der parlamentarischen Beschlussfassung immer wieder Gripen-kritische Verlautbarungen. Beispiel NZZ-Interview mit FDP-Präsident Müller, Titel: «Der Gripen erfüllt die Anforderungen nicht»; «FDP-Präsident Philipp Müller gibt den schwedischen Kampfjet zum politischen Abschuss frei» (NZZ Nr. 197, 25. August 2012). Wenn man den von anderen Abstimmungen bekannten SVP-Malus von fünf Prozent auf das Gripen-Geschäft überträgt, so wird klar, dass diese bürgerliche Mitte den Gripen zu Fall brachte. Und dies ist katastrophal. Denn der Gripen war ein hochkarätiges Projekt unserer Landesverteidigung.

*Erwin Mächler, Rebstein*

Wahrscheinlich das grösste Sicherheitsrisiko der Schweiz ist derzeit unser Verteidigungsminister Ueli Maurer. Unter seiner Ägide ist die «weltbeste Armee» zu einer Lachnummer und Dienstabteilung für Sportanlässe verkommen. Zu guter Letzt hat er es auch nicht verstanden, dem Stimmbürger die Gründe für den Kauf des Gripen-Kampfflugzeuges richtig zu erklären.

Wie weit meine beiden demnächst wehrpflichtigen Söhne in dieser Armee gerne engagiert Dienst leisten werden, ist fraglich. Da

werde ich als ehemaliger Grenadieroffizier ziemliche Überzeugungsarbeit leisten müssen. Vielleicht würde ein Neuanfang ganz oben im VBS helfen.

*Erich E. Küng, Kilchberg*

### Bodenständiger Patriotismus

Nr. 21 – «Stotterst im Morgenrot daher»; Peter Keller über die Landeshymne

Auf dem Bild sieht man, wie im zürcherischen Rafz an einem Fest aus voller Kehle unsere Landeshymne gesungen wird. Nicht nur das, sondern im Hintergrund flattert eine korrekte, rechteckige Schweizer Fahne mit richtigem Kreuz, umrahmt von der Kantons- und der Gemeindefahne, alle drei in der gebührenden Reihenfolge. Das nenne ich bodenständigen Patriotismus, wie er gepflegt werden soll!

*René M. Levkowitz, Forch*

### Schüchtern, aber leidenschaftlich

Nr. 21 – «Sprich mit ihr!»; Beatrice Schlag über Schweizer Männer

Beim Flirten tun sich die Prinzessinnen auch ziemlich schwer, es schlägt einem oft eine Wärme entgegen wie beim Öffnen des Tiefkühlschranks, und von Lockerheit sind sie weit entfernt, Humor existiert kaum. Es ist einfacher, mit einem fremden Mann ein Gespräch an der Bar zu führen als mit einer Frau. Wir benutzen die Sprache unterschiedlich, und auch die Interessen liegen auseinander. Welche Frau macht Freuden sprünge über die Anschaffung eines neuen Rasenmähers, Steckschlüsselsatzes oder einer Motorsäge? Es wird jedoch erwartet, die neue Handtasche, das Halstuch oder die Schuhe mit Begeisterung zu würdigen. Etwas Toleranz ist angebracht; und bitte mit der gleichen Elle messen, ein gesundes Mass an Selbstkritik hat noch nie geschadet.

*Urs K. Fankhauser, per Mail*

Sie sollten mal die australischen Männer erleben! In Sache Flirten sind sie überhaupt nicht inspirierend. Die schönste Frau könnte ein Pub betreten, und alle starren weiterhin ins Bierglas oder in den Fernseher. Von subtilem, spielerischem oder charmantem Umworbenwerden kann nicht die Rede sein. Dagegen wirken die Schweizer Männer geradezu unwiderstehlich. Dann muss man noch erwähnen: Die Schweizer Frauen sind auch nicht gerade ein Ausbund an erotischer und vibrierender Ausstrahlung, verglichen mit einer heissblütigen Latina. Vergleiche sind also immer heikel: Mag der südländische Mann ein Virtuose im Anbaggern sein – irgendwann entpuppt auch er sich als normaler Mensch mit seinen Macken und Launen und ist manchmal eben auch langweilig.

Deshalb ist mir ein zurückhaltender Mann eigentlich lieber als einer, der mir den Kopf

voll faselt und dann doch nicht mehr zu bieten hat als einen Sturm im Wasserglas. Stille Wasser sind eben tief und die schüchternsten Männer oft die leidenschaftlichsten Liebhaber.

*Beatrix Kruger, Zürich*

### Deutlich bessere Bilanz

Nr. 20 – «Klimakiller Solarstrom»; von Alex Reichmuth

Es gehören einige Fakten ins richtige Licht gerückt: Ausgangspunkt ist die an sich richtige Feststellung, dass keine Energieform ohne Emissionen zu haben ist. Zu berücksichtigen sind dabei aber nicht nur das zweifellos klimaschädliche CO<sub>2</sub>, sondern alle Schadstoffe. Wenn bei einem solchen Vorgehen eine Totalbilanz methodisch schwieriger zu erstellen ist (und immer umstritten bleibt), so ist gleichzeitig zweierlei plausibel: Atomstrom schneidet in einer solchen Gesamtbetrachtung viel schlechter ab als bei reiner CO<sub>2</sub>-Optik – insbesondere der nukleare Müll harrt ja seit Jahrzehnten einer menschenfreundlichen Entsorgung. Und zweitens schneiden die erneuerbaren Energien in einer reinen CO<sub>2</sub>-Bilanz gegenüber allen fossilen Energien deutlich besser ab.

Auch Solarstrom weist demnach nur eine CO<sub>2</sub>-Belastung von vierzig bis achtzig Gramm pro Kilowattstunde auf. Eine Berechnung unter Einbezug des jeweils ungünstigsten Falls (wie im Artikel angenommen) ändert daran nichts. Solarstrom ist niemals der Klimakiller, als der er im *Weltwoche*-Artikel unterstellt wird. Das zeigt wohl nicht zuletzt die chinesische Energiepolitik, die unterdessen den fotovoltaisch erzeugten Strom massiv fördert.

*Guntram Rehsche, Zürich*

## Darf man das?

### Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man bei der Vermählung eines Sado-maso-Paares nach der Zeremonie als geladener Mann vor dem Standesamt die Braut küssen? Oder müssen gleich die Fetzen fliegen?

*Ulrich Krummenacher, Gwatt*

Die sexuelle Veranlagung von Menschen spielt auf dem Standesamt keine Rolle. Die Glückwünsche haben somit dem traditionellen Konsens der Romantik zu entsprechen. Sollte es Ihnen an diesem Tag schwerfallen, gute Miene zum bösen Spiel zu machen, weil Sie den SM-Lifestyle Ihrer Freunde insgeheim als pervers qualifizieren, dann kratzen Sie doch einfach Ihren Mut zusammen: Küssen Sie nicht die Braut, sondern den Bräutigam, und flüstern Sie ihm bei dieser Gelegenheit ins Ohr, was Sie von ihm und seiner Gattin halten. So kommen Sie vielleicht doch noch zu Ihrer Rauferei.

*Franziska K. Müller*

**IHR NEUER CHEF?**

[www.stellen-anzeiger.ch](http://www.stellen-anzeiger.ch)

**STELLEN-ANZEIGER**  
Das Schweizer-Jobportal

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an [darfmandas@weltwoche.ch](mailto:darfmandas@weltwoche.ch). Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

# Goldene Jugend

Laut Politik und Medien sind die Schweizer Jugendlichen ein Pflegefall. Dabei geht es den Fünfzehn- bis Dreissigjährigen so gut wie nie zuvor. Sie sind materiell abgesichert, verbringen viele Jahre mit der Ausbildung und bereisen die Welt. Von Florian Schwab und Morten Morland (Illustration)

Diesen Oktober feiert Stéphane Hessels berühmtes Pamphlet «Empört euch», das die «Occupy»-Bewegung ausgelöst hat, seinen vierten Geburtstag. Darin forderte der damals 93-jährige französische Ex-Diplomat und ehemalige Widerstandskämpfer gegen die Nazis von der Jugend der Welt, gegen die Ungerechtigkeit anzukämpfen und gegen das «allein auf die Produktion ausgerichtete Denken» zu protestieren. Hessel traf den Nerv der Zeit. Weltweit gingen Millionen Jugendliche auf die Strasse und errichteten Zeltlager, sie feierten, tanzten, sangen und tranken. Selbst im beschaulichen Zürich nahm eine ansehnliche Zahl vor allem junger Menschen den Lindenhof wochenlang in Beschlag. Sie demonstrierten gegen eine Gesellschaft, die ihnen angeblich die Zukunftschancen raubt.

## Party statt «Occupy»

Während der Lärm der «Occupy»-Demonstranten längst verstummt ist, spielt sich Wochenende für Wochenende in Zürich dieselbe Szene ab. Unzählige Jugendliche und junge Erwachsene strömen zu den Ausgangsmagneten der Limmatstadt: in die trendigen Bars des Seefelds, in die Klubs, in die etwas preisgünstigeren Etablissements im Kreis 4. Für nicht wenige von ihnen beginnt das Wochenende bereits ab Mittwoch und steigert sich dann sukzessive bis zum Samstag.

Wer am Mittwoch- oder Donnerstagabend die Knotenpunkte des öffentlichen Verkehrs passiert, trifft unweigerlich auf bestens gelaunte junge Menschen, von denen sehr viele das 16. Altersjahr wohl gerade erreicht haben. Freude herrscht!

Überall blitzen die Labels des Wohlstands auf: kaum ein Mädchen, das nicht irgendein erkennbar teures Accessoire trägt, und kaum ein junger Mann ohne ein Smartphone der neuesten Generation im Wert von vielen hundert Franken. So vergnügt und materiell wohlversorgt präsentiert sich heute die Jugend auf breiter Front – es ist kein Randphänomen der Anwalts- und Arztkinder aus den Goldküstegemeinden und vom noblen Zürichberg. Um das festzustellen, genügt es, auf die Sprache der ausgangsfreudigen Jungen zu achten: In den schweizerdeutschen Slang mischen sich gerne hier und dort Klangfarben südosteuropäischer oder lateinamerikanischer Herkunft.

Die allwöchentliche Massenwanderung in die Vergnügungsorte des Nachtlebens zeigt: Die Schweizer Jugend ist nicht «empört», wie der greise Stéphane Hessel forderte. Angesagt ist Party statt «Occupy». Trotzdem (oder deswegen?) findet sich die Generation der heute Fünfzehn- bis Dreissigjährigen beständig im Patientenzimmer von Politik, Wissenschaft und Medien wieder.

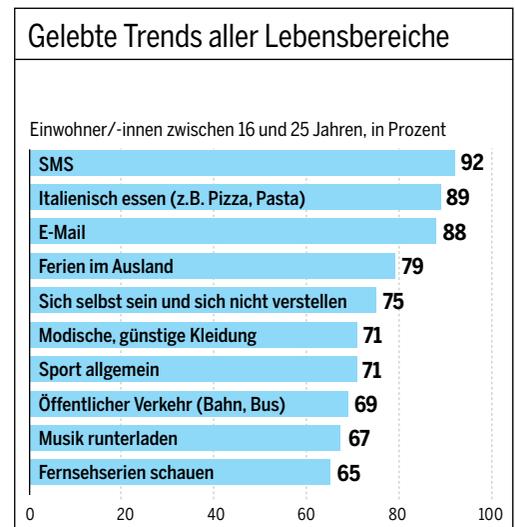
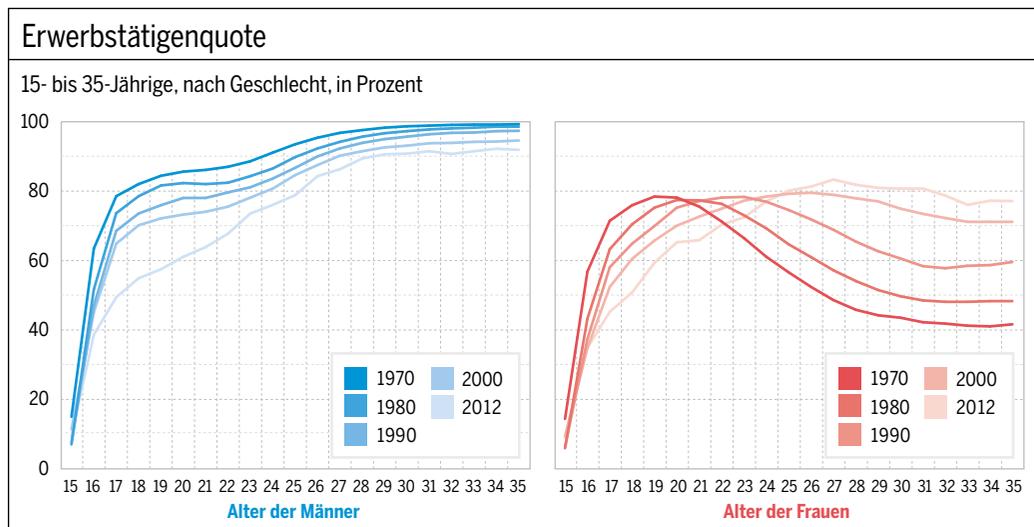
Erst vor einem Monat stimmte der *Tages-Anzeiger* erneut das «Occupy»-Lied an. Die Zeitung präsentierte die Ergebnisse einer nordamerikanischen Studie, laut der «die 18- bis 33-jährigen US-Amerikaner heute über weniger Arbeit, Einkommen und Vermögen verfügen als die zwei Generationen vor ihnen, als sie im gleichen Alter waren». Doch damit nicht genug: «Ein Befund, der auch den Jungen in der Schweiz gut bekannt ist», glaubte das Blatt zu wissen. Die Erklärung für das angebliche Phänomen folgte sogleich: «Desillusion, ver-

bunden mit den verinnerlichteten Prinzipien einer neuen, neoliberalen Arbeitswelt, die auf flexible Anpassung setzt» und «Bekenntnis zu wettbewerbsorientiert-erfolgsgesellschaftlichen Prinzipien, die die Welt der Erwachsenen prägen».

Ganze Bücherregale könnte man mit den umfangreichen Dokumentationen über Präventions- und Förderungskampagnen füllen, mit denen die Politik versucht, die Jugend auf den rechten Weg zu bringen. So will die Bildungskommission des Nationalrates Bund und Kantone per Gesetz «zu einer aktiven Kinder- und Jugendpolitik verpflichten». Dabei schüttet der Bund bereits heute rund zehn Millionen Franken jährlich an verschiedenste Jugendverbände aus. Bei der letzten Budget-Erhöhung für die Kinder- und Jugendförderung sprach deren Dachorganisation von einer «wichtigen Investition in eine eigenverantwortliche und politisch interessierte Jugend». Als ob eine «eigenverantwortliche» Jugend auf staatliche Krücken angewiesen wäre.

Als Profilierungsplattform für Jugendpolitiker ist die angeblich grassierende Jugendarbeitslosigkeit beliebt. Die vom ehemaligen FDP-Nationalrat Otto Ineichen, der 2012 verstorben ist, gegründete Stiftung Speranza setzt sich privat für Jugendliche in beruflichen Schwierigkeiten ein. Auch Bundesrätin Doris Leuthard (CVP) bewirtschaftete das Thema bereits öffentlichkeitswirksam.

Ein politisches Sorgenkind ist der Suizid bei Jugendlichen, der in den Medien immer wieder breit thematisiert wird. In Diskussionen zur Vorsorgepolitik gilt es ferner als unum-





*Junge arbeiten heute deutlich weniger.*

stössliche Tatsache, dass die heutigen Jugendlichen die Lastesel sind, die die Kosten einer überalternden Gesellschaft dereinst tragen müssen.

Die nervöse Betriebsamkeit und die alarmistischen Analysen lassen Schlimmes ahnen. Doch wie geht es den Jugendlichen in der Schweiz wirklich? Zahlen und Fakten zu Arbeit, Wohlstand, Selbstverwirklichung und Gesundheit belegen, dass der Alarmismus ins Leere zielt:

## Arbeit

*Junge treten immer später ins Erwerbsleben ein* — Abbildung 1 auf Seite 24 zeigt für die Jahre 1970, 1980, 1990, 2000 und 2012 die Erwerbstätigenquote für Frauen und Männer zwischen 15 und 35 Jahren. Insbesondere im Segment der jungen Männer zwischen 15 und 25 Jahren sieht man über die Zeit einen klar abnehmenden Trend: Während im Jahr 1970 eine klare Mehrheit von fast 70 Prozent der jungen Männer zwischen 15 und 20 Jahren einer Arbeit nachging, waren es im Jahr 2012 nur rund 45 Prozent. Auch bei den 20- bis 25-jährigen Männern sind heute 79 Prozent berufstätig, während es vor vierzig Jahren noch 94 Prozent waren. Bei der weiblichen Bevölkerung lässt sich ein solches Muster nicht feststellen, weil insgesamt der Anteil der erwerbstätigen Frauen stark gestiegen ist. Dies bedeutet aber nicht, dass die jungen Frauen früher auf der faulen Haut lagen: Im Alter zwischen 15 und 20 war im Jahr 1970 mehr als jede zweite Frau erwerbstätig. Mit der damals früheren Familiengründung verschob sich der Schwerpunkt vieler Frauen jedoch rasch in den häuslichen Bereich.

*Die Arbeitszeit ist deutlich gesunken* — Die heutigen Jugendlichen arbeiten nicht nur später,

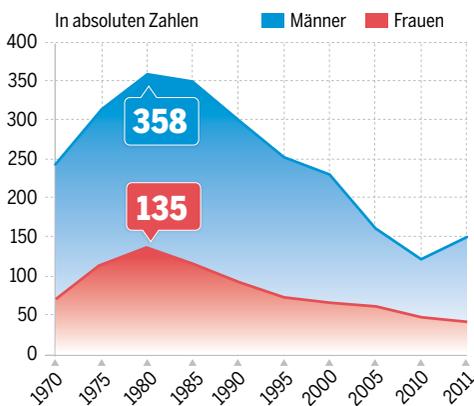
sondern insgesamt auch deutlich weniger. Im Jahr 1950 betrug die durchschnittliche Jahresarbeitszeit noch 2250 Stunden. Im Jahr 1990 waren es noch 1650 Stunden pro Arbeitsstelle und Kalenderjahr, im Jahr 2013 ist die Zahl auf etwas weniger als 1500 Stunden gesunken – ein Rückgang um mehr als ein Viertel seit 1950.

*Immer mehr abwechslungsreiche Jobs* — Der Strukturwandel in der Wirtschaft führt dazu, dass heute ein Grossteil der Personen im Dienstleistungssektor arbeitet. Körperlich sehr anstrengende und monotone Arbeiten werden seltener. Arbeitsunfälle gibt es kaum noch.

*Gute Aussichten auf dem Arbeitsmarkt* — In der Diskussion um den demografischen Wandel wird meist darauf verwiesen, dass in Zukunft immer weniger Berufstätige für die AHV eines Rentners aufkommen müssen. Das ist zwar richtig, doch bedeutet der Eintritt der Babyboomer-Generationen ins Rentenalter auch, dass viele Arbeitsstellen frei werden. Und weil auch das Heer der zukünftigen Rentner es sich gutgehen lassen und konsumieren möchte, dürfte die Arbeitskraft der Erwerbstätigen in Zukunft sehr gefragt sein. >>>

## Selbsttötung in der Schweiz

Unter 35-Jährige, nach Geschlecht





An guten Zukunftsaussichten mangelt es nicht.

**Jugendarbeitslosigkeit** — Zahlen des Bundesamts für Statistik zeigen, dass seit 2010 die durchschnittliche Jugendarbeitslosigkeit zwischen drei und vier Prozent lag. Im April 2014 waren bloss drei Prozent der erwerbsfähigen 15- bis 24-Jährigen als arbeitslos gemeldet. Dass das angebliche Problem der Jugendarbeitslosigkeit nicht besonders schwer wiegen kann, zeigt sich auch daran, dass das Wirtschaftsdepartement von Johann Schneider-Ammann (FDP) sich überlegt, wie man dem Fachkräftemangel in der Schweiz beikommen kann und mitunter in Erwägung zieht, Jugendliche aus dem EU-Ausland für freie Lehrstellen anzuwerben. Im vergangenen Jahr blieben ab August rund zehn Prozent aller Lehrstellen unbesetzt.

## Wohlstand

**Immer höheres Einkommen** — Das mittlere Einkommen der Schweizer 16- bis 25-Jährigen ist im Zeitraum von 2007 bis 2012 stärker gewachsen als die Volkswirtschaft, nämlich von 44 000 Franken auf 48 000 Franken (gemäss Zahlen des europäischen Statistikbüros Eurostat). Verglichen mit ihrer Elterngeneration leben die heutigen Jugendlichen in einem Hochlohn-Land, denn die Reallöhne haben seit 1970 um einen Drittel zugelegt.

**Gute materielle Situation** — Den heutigen Jugendlichen bietet sich eine grosse Palette an Freuden, die für ihre Eltern noch Seltenheitswert hatten, wenn es sie denn überhaupt gab. In einem «Jugendbarometer» hat das Forschungsinstitut gfs.bern Jugendliche zwischen 16 und 25 gefragt, welche Produkte sie «in» finden und regelmässig nutzen. 79 Prozent der Befragten gaben an, Ferien im Ausland zu machen. Gar 92 Prozent schreiben SMS, was den Besitz eines Mobiltelefons voraussetzt. Der Konsum italienischer Speisen ist für 89 Prozent an der Tagesordnung (siehe Abbildung 2 auf Seite 24).



Länger in der Ausbildung, später im Berufsleben.

**Stark wachsendes Privatvermögen** — Die eidgenössische Steuerverwaltung erfasst das Reinvermögen natürlicher Personen, also den Wert der Vermögenswerte nach Abzug der Schulden. Im Durchschnitt hatte jeder Schweizer Steuerpflichtige im Jahr 1997 noch ein Reinvermögen von 197 000 Franken. Im Jahr 2014 waren es bereits 230 000 Franken. Ein Teil dieses Vermögens wird in Zukunft als Erbschaft bei den heutigen Jungen landen. Auf die heutige Jugend wartet ein gut gepflegter volkswirtschaftlicher Kapitalstock, bestehend aus leistungsstarken Unternehmen und an Wert zunehmenden Immobilien.

## Selbstverwirklichung

**Bildungschancen und Ausbildungsmöglichkeiten** — Der Anteil der Jugendlichen, die eine Gymnasialausbildung abschliessen, wächst konstant. Fast jeder fünfte Volljährige macht heute eine gymnasiale Matur. Die Zahl jener, die eine Berufsmatur absolvieren, ist regelrecht explodiert von 7,4 Prozent im Jahr 1999 auf 13,7 Prozent im Jahr 2012. Zusammengefasst bedeutet dies, dass heute fast einem Drittel der Jugendlichen eine Hochschulausbildung offensteht. Die Anstrengungen, mit der Bologna-Reform das Alter der Universitätsabsolventen zu senken, haben kaum gefruchtet. Im Jahr 1995 betrug das Durchschnittsalter der Universitätsstudenten 25,6 Jahre. Vierzehn Jahre danach waren es immer noch 25,3 Jahre, bloss dass im selben Zeitraum die Anzahl Studenten deutlich zugenommen hat.

**Weites und ausgedehntes Reisen** — Im Jahr 1972 führte gemäss der Studie «Reisemarkt Schweiz» der beiden Ökonomen Christian Lasser und Barbara Riegler von der Universität St. Gallen (HSG) erst ein geringer einstelliger Prozentsatz aller Reisen im Flugzeug nach Übersee. Heute sind es knapp 20 Prozent. Die Reisetätigkeit hat sich insgesamt in der ge-

nannten Zeitspanne mehr als verdoppelt. Wäre im Jahr 1970 in einer durchschnittlichen Schweizer Schulklasse eine Umfrage darüber gemacht worden, wer noch nie das Meer gesehen habe, man hätte etliche erhobene Hände gezählt. Gibt es heute Zwanzigjährige in der Schweiz, die nie am Meer waren?

**Immer spätere Familiengründung** — Spätestens bei der Geburt eines Kindes sind die Eltern verpflichtet, ihre Selbstverwirklichung hinter das Wohl des Kindes zu stellen. Unbeschwertes Reisen, wöchentliche Ausflüge ins Nachtleben und – je nach charakterlicher Neigung – sonstige Ausschweifungen gehören erst einmal der Vergangenheit an. Die jungen Schweizerinnen sind immer später bereit, das einschneidende Ereignis einer Kindsg Geburt hinzunehmen. Während das Durchschnittsalter der Mütter im Jahr 1971 noch 27,7 Jahre betrug, sind es heute 31,5 Jahre. Das bedeutet eine um vier Jahre längere Phase der freien Selbstentfaltung.

## Gesundheit

**Immer älter** — Die heutigen Jugendlichen haben eine höhere Lebenserwartung als jede Generation vor ihnen. Wer als Mann im Jahr 1980 das dreissigste Lebensjahr erreichte, der hatte im Schnitt noch weitere 44,5 Jahre zu leben. Wer heute das dreissigste Lebensjahr erreicht, den erwarten durchschnittlich noch weitere 51,2 Jahre (6,7 Jahre mehr). Bei den Frauen stieg die restliche Lebenserwartung der Dreissigjährigen von 50,4 auf 55,2.

**Die jungen Schweizerinnen und Schweizer erfreuen sich bester Gesundheit** — Fast 93 Prozent von ihnen geben in Befragungen ihren selbst wahrgenommenen Gesundheitszustand mit «gut» oder «sehr gut» an. Die Zivilisationskrankheit Diabetes hat zwischen 1997 und 2007 in der Altersgruppe der 15- bis 24-Jährigen abgenom-

men. Die Fälle von Ansteckungen mit Aids sind seit den achtziger Jahren um die Hälfte zurückgegangen. Auch gibt es weniger Schwerverletzte im Strassenverkehr als früher. Doch nicht nur der momentane Gesundheitszustand ist erfreulich. Dank dem medizinischen Fortschritt kann sich die «goldene Jugend» darauf freuen, ihren Lebensabend grösstenteils in guter Form zu geniessen.

*Weniger Selbsttötungen* — Ein Selbstmord ist das endgültige Zeichen, dass jemand an seinem Leben verzweifelt ist. Immer wieder schlagen Medien und Politik Alarm, weil die bei weitem wichtigste Todesursache bei Jugendlichen die Selbsttötung ist. Ein Blick auf die Statistik sorgt allerdings für Entwarnung: Die Zahl der Selbsttötungen von Jugendlichen geht sowohl bei Männern als auch bei Frauen seit 1980 zurück. Zwischen 1980 und 2013 ist die absolute Anzahl Selbsttötungen in der Altersgruppe der unter 35-jährigen Männer von 358 auf 150 gesunken (Abbildung 3 auf Seite 25). Die relative Sterbeziffer (Anzahl Todesfälle auf 100 000 Einwohner unter 25) hat sich ebenfalls in diesem Zeitraum halbiert. Bei den Frauen stellt man dieselbe Entwicklung fest, wenn auch auf einem tieferen Anfangs-Niveau.

Diese erfreulichen Tatsachen sind einem Wirtschaftssystem zu verdanken, das sämtliche Le-

bensbereiche in den letzten Jahrzehnten zum Besseren gewandelt hat. Davon profitiert die junge Generation in besonderem Masse. So sehr sogar, dass sich Wissenschaftler Gedanken machen über die unzähligen jungen Menschen, die mit 25 noch nicht recht erwachsen wirken wollen und noch nie für sich selber gesorgt haben. «Emerging adulthood», also etwa «aufkeimendes Erwachsensein», hat der amerikanische Psychologe Jeffrey Arnett die Entwicklungsstufe vor gut zehn Jahren getauft.

#### «Glück statt Geld»

Der Lebensabschnitt zwischen der rechtlichen Volljährigkeit und dem Eintritt ins Berufsleben ist gekennzeichnet durch Selbstfindung, Ausprobieren und, wie es viele Junge ausdrücken, «das Leben geniessen». Das geht besonders gut, wenn man teilweise noch bei den Eltern lebt und sich nicht um einen eigenen Haushalt kümmern muss. Richtig erwachsen werden die Jugendlichen heute erst gegen Mitte oder Ende zwanzig, stellt die Entwicklungspsychologin Pasqualina Perrig-Chiello fest. Der Psychologe Allan Guggenbühl spricht von einer «infantilisierten» Jugend, der es zwar nach objektiven Massstäben gut geht, allerdings könnten sie kaum Verantwortung übernehmen und «müssen ihr Leben der Sicherheit und Gesundheit unterordnen». Die

Jugend als Zeit der Experimente und des Risikos werde ihr «gestohlen».

Wer möchte den Jungen eine erfüllte und auch bequeme Jugend missgönnen? Sie leidet sicherlich nicht an zu wenig Zuwendung oder schlechten Zukunftsaussichten. Problematisch wäre es hingegen, wenn die jetzigen Jugendlichen gar nie ernsthaft im Berufsleben Fuss fassen möchten. Und dafür gibt es durchaus Anzeichen. Den Begriff «Generation Y» hat die deutsche Wirtschaftsjournalistin Kerstin Bund im deutschsprachigen Raum bekanntgemacht. Gemeint sind diejenigen, die um die Jahrtausendwende im Teenageralter waren, die also jetzt so langsam ihre «emerging adulthood» abstreifen.

In ihrem provokativen Buch «Glück statt Geld – Generation Y: Was wir wirklich wollen» fasst Bund das Lebensgefühl zusammen als rebellische Ansage, wonach man sich «im Job nicht versklaven» lasse, sondern «im Einklang mit unseren Bedürfnissen» arbeiten möchte. Das klingt dann doch fast wieder ein bisschen nach «Occupy». In einer globalisierten Welt, in der eine Milliarde Chinesen und Inder ihren Fleiss, Ehrgeiz und ihre Arbeitskraft einbringen, kann man es sich schlecht leisten, niemals erwachsen zu werden. Zumindest nicht, wenn die Jungen in zwanzig Jahren wieder sagen sollten: «So gut hatten wir es noch nie.» ○

# Sparen mit jeder Seite – dank der HP Officejet Pro X Serie.

Make it matter.



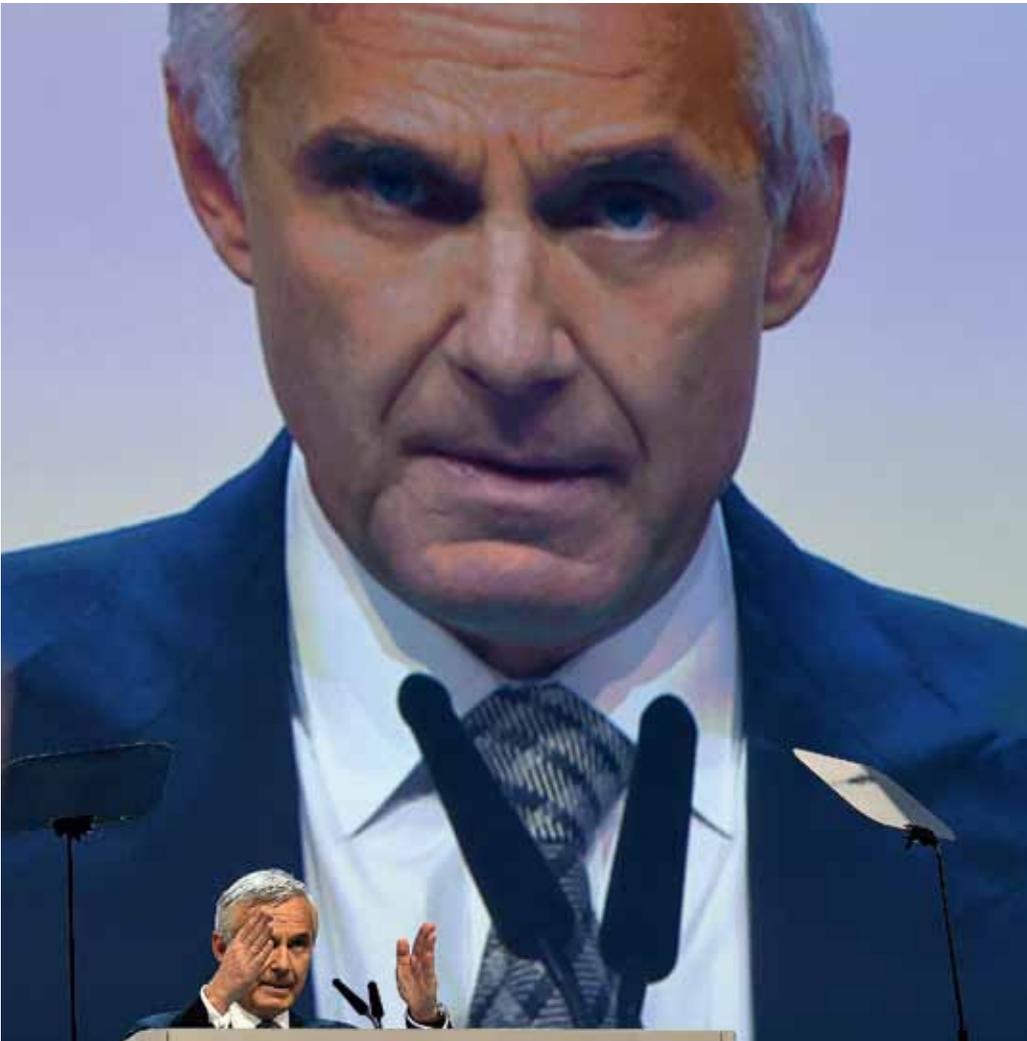
**Gestochen scharfe Ausdrücke in Laserqualität. Bis zu 50 % geringere Druckkosten.<sup>1</sup>** HP hat das Tintenstrahldrucken für Unternehmen neu erfunden. Mit den HP Officejet Pro X Druckern erhalten Sie professionelle, schmierresistente Farbdokumente zu Druckgeschwindigkeiten auf Laserniveau – und das bei bis zur Hälfte der Kosten. Setzen Sie auf die Zukunft des Geschäftsdrucks. Den richtigen Officejet Pro für Sie finden Sie unter [hp.com/officejetpro](http://hp.com/officejetpro)

HP Officejet Pro X

<sup>1</sup> Gilt für die Mehrzahl aller Farblaser-MFPs unter CHF 1'220.- (OJ Pro X Serie), unter CHF 610.- (OJ Pro 200 Serie) und unter CHF 490.- (OJ Pro 8000 Serie) (Stand: Oktober 2013) und die Mehrzahl aller Farblaserdrucker unter CHF 975.- (für OJ Pro X Serie) und unter CHF 370.- (für Serien 200 & 8000). Der Geschwindigkeitsvergleich wurde gemäss ISO 24734 Norm sowie dem laut Herstellerangaben schnellsten verfügbaren Farbdruckmodus ermittelt, basierend auf dem von IDC für das 2. Quartal 2013 gemeldeten Marktanteil.

# Denn sie wissen nicht, was sie tun

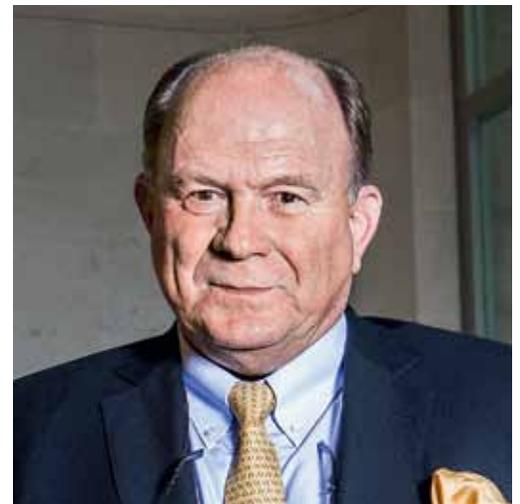
Bereits im September 2012 rügte die Finma die Credit Suisse wegen deren US-Geschäft. Erstaunlich: Die Aufseher schieben die Schuld an die unteren Chargen ab. Die Konzernleitung wird, da angeblich unwissend, eingewaschen. Hat die Finma ein Gefälligkeitsgutachten gemacht? *Von Christian Mundt*



*Mangelndes Risikobewusstsein:* Credit-Suisse-Präsident Rohner an der Generalversammlung.



*Mehrere Funktionen:* Ex-Finma-Chef Raaflaub.



*Schneller Rücktritt:* Swiss-Re-Präsident Kielholz.

Müssen Urs Rohner und Brady Dougan zurücktreten oder nicht, das ist eine der meistdiskutierten Fragen der vergangenen Woche. Anlass waren die 2,815 Milliarden Dollar Rekordbusse an die USA sowie das Schuldeingeständnis der Bank als kriminelle Organisation. Trotz den happigen Fakten denkt die Führungsequipe nicht an Rücktritt. Sie beruft sich auch auf einen Kurzbericht der Eidgenössischen Finanzmarktaufsicht Finma. Der Bericht wurde zwar in den Zeitungen erwähnt, aber eine vertiefte Auseinandersetzung fördert brisantes Material zutage.

Die Fakten: Am gleichen Tag, an dem die Einigung zwischen den USA und der Credit Suisse bekannt wurde, veröffentlichte die Finma den Kurzbericht einer Untersuchung des Geschäfts der Credit Suisse mit US-Kunden. Brisant: Die Untersuchung wurde zwischen 2011 und 2012 durchgeführt und endete mit einer

drastischen Verfügung gegen die Credit Suisse am 21. September 2012. Beobachter kritisierten den späten Veröffentlichungstermin, doch die Finma beruft sich auf Anfrage auf das Finanzmarktaufsichtsgesetz, wonach die Finma grundsätzlich nicht über ihre Verfahren informiere. Manchmal gebe es Ausnahmen, der CS-Bericht sei eine solche.

## Keine Gewähr

Der Bericht stellt der CS ein verheerendes Zeugnis aus: Die Finma rügte die Bank wegen «schwerer Verletzung des Gewährs- und Organisationserfordernisses». Die Bank hat «ihre Pflichten beim Erfassen, Begrenzen und Überwachen von Risiken in Zusammenhang mit dem US-Geschäft schwer verletzt», heisst es weiter. «Damit setzte die Credit Suisse sich selbst und ihre Mitarbeitenden unverhältnismässig hohen Rechts- und Reputationsrisiken

in den USA aus und versties somit gegen die Erfordernis der Gewähr für eine einwandfreie Geschäftstätigkeit.» Die «Gewähr für eine einwandfreie Geschäftstätigkeit» wird im Bankengesetz als eine der Bedingungen dafür genannt, in der Schweiz überhaupt eine Bankbewilligung zu erhalten.

Erstaunlich allerdings: Der vernichtende Finma-Bericht entbindet die CS-Führung von jeder Verantwortung: Es gebe keine Hinweise darauf, «dass das Senior Management der Credit Suisse von konkreten Verfehlungen Kenntnis gehabt hätte». Unzureichend ihre Verantwortung wahrgenommen hätten lediglich die unteren Linienverantwortlichen, beschwichtigt die Finma. Für die Finanzmarktaufsicht ist angebliche Unkenntnis beim Top-Management offenbar ein Freibrief.

Die kritisierten Verfehlungen der Grossbank gehen bis ins Jahr 2001 zurück. Damals

etablierten die USA das sogenannte Qualified Intermediary Agreement (QI). Es stellte einen Wendepunkt im grenzüberschreitenden Bankgeschäft mit den USA dar: Die Finanzinstitute müssen fortan eine Vereinbarung mit der US-Steuerbehörde IRS abschliessen, in der sie Dokumentations- und Meldepflichten übernehmen sowie eine Quellensteuer abführen. Konkret macht sich eine Bank mit Unterzeichnung dieser Vereinbarung zur Inkassostelle der amerikanischen Steuerbehörden.

Für die Tätigkeit als Händler und für die Anlageberatung in den USA braucht es eine Bewilligung der Börsenaufsicht SEC. Die SEC ist weiter für die Durchsetzung verschiedener US-Gesetze verantwortlich. So untersteht nach amerikanischer Auslegung eine ausländische Firma auch dann US-Gesetzen, wenn sie US-Infrastruktur – beispielsweise die amerikanische Post, Telekom oder E-Mail – benutzt, und nicht erst, wenn sie auf amerikanischem Boden aktiv wird. Die Credit Suisse mit Standorten in den USA verfügt über eine solche Bewilligung – im Unterschied zur Bank Wegelin, die einzig aus der Schweiz heraus operierte.

Wie der Finma-Bericht zeigt, passte die CS ihr Geschäft mit US-Kunden den neuen Anforderungen an, jedoch nicht vollständig. So sollte das US-Geschäft in einer eigens dafür geschaffenen Einheit zentralisiert werden, die lediglich lizenzierungsfreie Dienstleistungen erbringen sollte. Daneben wurde eine Tochtergesellschaft gegründet, welche über die nötigen SEC-Registrierungen verfügte. Beide Ziele wurden jedoch nicht erreicht: Wie aus dem Finma-Bericht hervorgeht, wurde nach Abschluss des Projekts 2003 fast die Hälfte der US-Vermögen ausserhalb der dafür vorgesehenen US-Einheit betreut. Dies, weil den zuständigen Kundenberatern falsche Anreize gesetzt wurden. Die Mitarbeiter dieser Amerika-Einheit hielten sich zudem nicht an die US-Gesetze, indem sie mehrfach in die USA reisten, um ihre Kunden vor Ort zu betreuen. Ab 2006 durften diese Kundenbetreuer nur noch zur Pflege sozialer Kontakte in die USA reisen, 2008 verbot die Bank ihren Schweizer Kundenberatern US-Reisen ganz.

Zur SEC-registrierten Tochtergesellschaft wechselten die Kunden erst, als die CS diese zum Transfer zwang, was ebenfalls erst 2006 der Fall war, wie der Bericht bemängelt. Weiter hätte die CS Kunden, die unlautere Offshore-Strukturen wünschten, abweisen müssen. Sie tat es nicht, sondern verwies sie wissentlich an Treuhänder, die solche Täuschungsstrukturen aufstellten. Mit einigen dieser Treuhänder hatte die CS gar Vermittlerverträge. Damit versties die Bank gegen US-Recht, wie sie in ihrem Schuldeingeständnis zugibt.

Erst nachdem die amerikanische Justizbehörde eine Strafuntersuchung gegen die UBS eröffnet hatte, setzte sich die CS konkret mit den Steuerverhältnissen ihrer US-Kunden

auseinander und beschloss, Kunden mit Schwarzgeld zu verabschieden.

Erstaunlich sind die Aussagen von CEO Brady Dougan und Präsident Urs Rohner: Beide behaupteten mehrfach – an der Generalversammlung vor den Aktionären und unter Eid vor dem US-Senatsausschuss –, von den Machenschaften ihrer Kundenberater keine Kenntnis gehabt zu haben. Dies ist insofern erstaunlich, als Urs Rohner 2004 in die Bank eintrat und bis 2009 als deren Chefjurist wirkte. In dieser Funktion hätte er das ausländische Recht analysieren und die daraus hervorgehenden Risiken erfassen müssen. Die Durchsetzung des QI-Agreements wäre also seine Aufgabe gewesen. Genau dies hat die CS jedoch nur mangelhaft gemacht.

Nachdem 2006 CS-Privatbanker in Brasilien festgenommen worden waren, überarbeitete die Bank zwar ihre internen Richtlinien für das grenzüberschreitende Geschäft. Die da-

### Dass die Amerikaner an der schweizerischen Aufsicht zweifeln, ist selbst verschuldet.

mals laufenden Praktiken im US-Geschäft wurden aber weder untersucht noch durch die neuen Richtlinien gestoppt, wie die Bank in ihrem Schuldeingeständnis zugibt.

Anstatt die Verantwortung wahrzunehmen, reichte die CS-Führung die Schuld am Fehlverhalten gegenüber den USA an die wenigen Banker der US-Einheit weiter. Der für die Konzernleitung schmeichelhafte Finmabericht liefert ihr dazu die Argumente.

Doch damit nicht genug. Federführend bei der Untersuchung war die Anwaltskanzlei Schellenberg Wittmer aus Zürich. Zusammen mit King & Spalding, einer international tätigen Kanzlei, untersuchte sie im Auftrag der CS und in Absprache mit der Finma das Fehl-

verhalten. Pikant dabei: Beide Kanzleien vertreten auch die Interessen der CS in den USA, wie die *Sonntagszeitung* am Wochenende aufdeckte. Bei den Anwaltskanzleien führt dies zu zweierlei Interessenkonflikten: Einerseits haben sie kaum ein Interesse daran, dem Topmanagement ihrer Auftraggeber zu schaden. Vor allem aber müssen sie die Verantwortlichkeit bei der CS auf möglichst tiefer Stufe zuweisen, um die Strafe in den USA so tief wie möglich zu halten.

### Wie unabhängig ist die Finma?

Hat die Finma die CS-Oberen ganz gezielt geschont? Gab es allenfalls persönliche Interessenkonflikte und Verbandlungen? Das ist schwer zu sagen, aber die konkreten Personallisten sind pikant. Direktor der Finma war zur Zeit der Untersuchung Patrick Raaflaub. Bevor Raaflaub Anfang 2009 zur neugegründeten Finma stiess, arbeitete er zwischen 1994 und 2005 in mehreren Funktionen bei der SwissRe, zuletzt als Finanzchef für Kontinentaleuropa und Asien. Diesen Januar gab Raaflaub überraschend seinen Rücktritt als Finma-Direktor bekannt. Ab September soll er zurück zur Swiss Re und dort als Risikochef tätig werden.

Seit 1998 sitzt Walter Kielholz im Verwaltungsrat der Swiss Re, seit 2009 ist er Präsident. Gleichzeitig sass Kielholz ab 1999 im Verwaltungsrat der Credit Suisse, den er zwischen 2003 und 2009 präsidierte. An der diesjährigen Generalversammlung erklärte Kielholz rechtzeitig seinen Rücktritt vom CS-Verwaltungsrat – gut eine Woche vor Veröffentlichung der Busse. Der Ablauf der Ereignisse überrascht. Lieferte Raaflaub einen milden Finmabericht gegen die CS-Spitze ab, weil dort sein früherer und bald auch wieder kommandierender Multiverwaltungsrat Kielholz eine prominente Rolle spielte? Allein die Tatsache, dass man solche Fragen stellen kann, zeigt doch, wie unglücklich der Finmabericht von aussen wirkt. War Raaflaub unabhängig? Oder wurde da ein Gefälligkeitsgutachten für die vielseitig verflochtene CS-Spitze gemacht?

Der brisante, für die CS und für ihr Topmanagement vernichtende Bericht scheint auch dem Bundesrat nicht früher zur Kenntnis gebracht worden zu sein. Das zumindest behauptet das Finanzdepartement.

Die Geheimniskrämerei erstaunt: Wenn die Finma schwere Gesetzesverstösse einer Schweizer Bank im Ausland feststellt, kann sie den Befund doch nicht einfach als Privat- oder als Verschlussache behandeln. Vor knapp einem Jahr diskutierte das Parlament eine «Lex USA» der Banken. Es wäre relevant gewesen zu wissen, was unsere Finanzinstitute in den USA allenfalls verbrochen haben. Indem die Schweiz solche Dinge verwedelt oder vertuscht, liefert sie nur amerikanischen Bankerambos Munition, die den Schweizer Rechtsstaat als Komplizen attackieren wollen. ○





Laien, die sich beim Sex filmen und fotografieren lassen.

## Kondome für Lesben

Die neue Stop-Aids-Kampagne plädiert für lustvollen Sex in allen Variationen – und das im Namen der «Prävention». Immer wieder verblüfft der Staat mit Botschaften und Plakaten, die kurios bis kontraproduktiv sind. *Von Rico Bandle*

Auf die Idee muss man erst kommen: im Kampf gegen Aids zu freizügigem Sex aufzurufen. Das Bundesamt für Gesundheit (BAG) will in seiner vielbeachteten neuen Kampagne «Lust auf unbeschwerte Lust» machen. Dazu hat es einen Film gedreht, bei dem sich Laien mit viel nackter Haut zeigen. Zudem ruft es das Publikum auf, Nacktbilder von sich einzusenden. Die zumeist sehr ästhetischen Darstellungen von sexuellen Handlungen machen tatsächlich Lust auf Sex – aber auf Kondome? Die Propagierung von «Lebensfreude und sorglosem Sex» (BAG) hat so viel mit Aids-Prävention zu tun wie ein Besuch in der Schoggi-fabrik mit Abnehmen. Die ganze Absurdität der Kampagne zeigt sich besonders deutlich bei dem Sujet mit einem lesbischen Paar, auf dem auch ein «Love Life»-Kondom abgebildet ist. Wie die beiden attraktiven jungen Frauen dieses anziehen sollen, wird leider nicht erklärt.

### Opferstatus als Ritterschlag

Wie viele lesbische Frauen in der Schweiz von Aids betroffen sind, ist nicht bekannt. Womöglich gar keine und wenn, dann haben sie sich höchstwahrscheinlich woanders als beim Geschlechtsakt angesteckt. Dass der Aids-Verantwortliche des BAG, der bekennende

Schwule Roger Staub, die Lesben dennoch prominent in die zwei Millionen Franken teure Kampagne einbezieht, ist kein Unfall. Seine Botschaft lautet: Alle sind gleich, egal, welche sexuelle Ausrichtung bevorzugt wird, auch was Aids betrifft. Dabei weiss er als Aids-Aktivist erster Stunde ganz genau, dass Schwule zu einem vielfach grösseren Ausmass von der Krankheit betroffen sind als Heterosexuelle oder Lesben.

Das Hochhalten des Minderheitenkults ist bei vielen Präventions- oder Sensibilisierungskampagnen zum zentralen Motiv ge-

### Wie die beiden attraktiven jungen Frauen das Kondom anziehen sollen, wird leider nicht erklärt.

worden. Eine Minderheit fühlt sich heute erst dann als vollwertig und ernst genommen, wenn sie einen Opferstatus erhalten hat – eine Kampagne ist dabei so etwas wie ein Ritterschlag. Deshalb wird Aids zu einem Lesben-Problem gemacht, oder Lesben sind – wie kürzlich in einer Zürcher Kampagne – plötzlich wie ihre heterosexuellen Geschlechtsgenossinnen Opfer von Gewalt in der Beziehung. «Ich hätte nie geglaubt, dass mich eine

Frau schlagen würde», hiess es letztes Jahr auf Aushängen in Zürcher Trams. Oder: «Sie setzt mich beim Sex körperlich oder mit Worten unter Druck.» Als ob es nötig wäre, jede Bevölkerungsgruppe für jedes Problem mit einer eigenen Kampagne zu adressieren.

### Antirassisten sind Rassisten

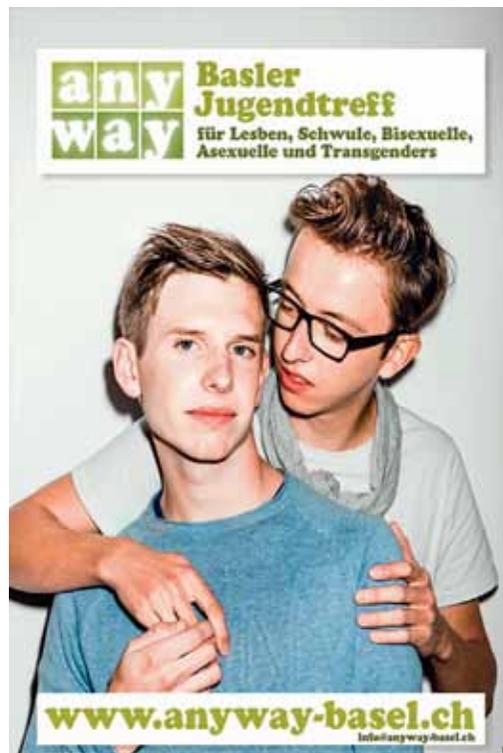
Nur selten wehrt sich eine Minderheit dagegen, in dieses absurde Opferspiel mit einbezogen zu werden. Und wenn, dann wohl nur, weil sie sich nicht bewusst ist, welche Privilegien aus dem offiziell anerkannten Opferstatus hervorgehen. 2004 zum Beispiel wagten es Schwarzenorganisationen, juristisch gegen die Kampagne der Stiftung gegen Rassismus und Antisemitismus vorzugehen, die Rassismus mit der Verbreitung von rassistischen Klischees bekämpfen wollte. «Was macht ein Schwarzer mit seiner Frau über Mittag?», hiess es auf einem der Plakate, dazu war ein Kopf eines Schwarzen abgebildet, der mehr einem Affen als einem Menschen glich. Unten stand dann kleingedruckt die Auflösung: «Er isst etwas, wie andere Leute auch.» Weitere ähnlich dümmliche Motive betrafen Türkinen, Kosovo-Albaner oder Juden.

Eine Untersuchung wies später nach, dass die Kampagne Vorurteile mehr schürte als



Rassistische Klischees.

abbaute. Um dies herauszufinden, wäre eine solche Studie ebenso wenig nötig gewesen, wie um zu merken, dass sich Aids nicht bekämpfen lässt, indem man Leute zu freizügigerem Sex animiert. Eigentlich sollten sich auch Homosexuelle wehren, wenn wie in Basler Trams Werbung gemacht wird für einen staatlich finanzierten «Jugendtreff für Lesben, Schwule, Bisexuelle, Asexuelle und Transgendere» – und dadurch der Eindruck erweckt wird, als seien das alles Sonderlinge, die nicht in den normalen Jugendtreff gehen können.



Als wären sie Sonderlinge.



Befehlston.

Die staatlich verordnete Volkserziehung ist oft nicht nur kontraproduktiv, sondern auch von einer herablassenden Haltung geprägt. Leute, die sich als die gesellschaftliche Avantgarde sehen, machen der rückständigen Bevölkerung klar, wie der richtige Lebensstil aussieht. Das traditionelle Familienbild gehört selbstverständlich nicht dazu.

Eine landesweite, staatlich mitfinanzierte Kampagne will bewirken, dass Männer mehr Teilzeit arbeiten. Mit dem Superman-Logo auf der Brust posieren die «Teilzeitmänner» heroisch auf den Plakaten. Die Botschaft lautet: Teilzeitarbeitende sind die besseren Menschen. Dass der Staat der erwerbstätigen Bevölkerung einredet, sie solle doch weniger arbeiten, ist wohl einmalig auf der Welt.

#### Kosovo-Albaner sollen Zug fahren

Einen ins Satirische abgleitenden Höhepunkt der Volkserziehung liefert seit Jahren die Integrationsförderung des Kantons Zürich. Neben grimmig gezeichneten Köpfen von Spiessbürgern steht im Befehlston und auf Schweizerdeutsch geschrieben, wie man sich gefälligst zu verhalten habe. «Ras nöd wienen Hänker, meischtens bisch mit em Zug eh schnäller», sagt zum Beispiel eine frustriert dreinblickende Frau. Kleingedruckt ist der Satz in zehn Sprachen übersetzt. Bestimmt wird danach jeder kosovo-albanische Junglenker brav sein getunt es Auto verschrotten und den Zug nehmen.

Alle Bevölkerungsgruppen kriegen bei dieser Kampagne ihr Fett weg – man will ja niemanden diskriminieren. Zurechtgewiesen werden auch die Deutschen: «Sag doch statt <Ich krieg dann mall!> lieber <Bitte könnte ich



Bessere Menschen.

vielleicht?».» Und selbst um integrationsfördernde Nahrungsaufnahme sorgt sich der Staat: «Iss Röschi und Kebab, Fondue und Sushi, probier öppis Nöis.»

#### Eine Kampagne gegen die Kampagne

Werden die Verantwortlichen nach der Wirkung ihrer Kampagne gefragt, kommt immer dieselbe Antwort: Sie sei ein grosser Erfolg gewesen, es sei viel darüber gesprochen worden, die Medien hätten ausgiebig

#### Dass der Staat der Bevölkerung einredet, sie solle weniger arbeiten, ist wohl einmalig.

berichtet, damit habe man das Problem ins Bewusstsein der Leute gebracht. Mit diesem Argument lässt sich jeder Unfug rechtfertigen: Je dämlicher die Kampagne und je mehr nackte Haut zu sehen ist, desto mehr wird darüber gesprochen und geschrieben, desto grösser ist der Erfolg.

Nach diesem Kriterium wird die Stop-Aids-Kampagne Bestnoten erhalten. Mit dem Einbezug von Laien, die sich bei geschlechtlichen Handlungen filmen und fotografieren lassen, nimmt man sogar in Kauf, eine andere Kampagne zu hintertreiben. Pro Juventute kämpft mit grossem Mitteleinsatz gegen das sogenannte Sexting, also dagegen dass Jugendliche Nacktbilder von sich herumschicken und publizieren. Und so finanziert der Bund gleichzeitig beides: eine Kampagne, die Jugendliche dazu auffordert, anzügliche Bilder von sich zu verschicken, und eine andere, die sie davon abhalten möchte. ○

# Neulich im Asylantenheim

Ein Somalier wütete stundenlang im Asylzentrum von Dübendorf. Mehrere Zeugen bezichtigen ihn, einen Brand gelegt zu haben. Doch für die Justiz reicht das nicht – sie spricht den Randalierer von Schuld und Strafe frei und belohnt ihn mit 40 000 Franken Schmerzensgeld. *Von Alex Baur und Maya Wipf (Bild)*



Zu wenig «Arbeitslosenlohn» für Mohamed S.: Asylzentrum in Dübendorf ZH.

An jenem Montag randalierte Mohamed S. gemäss übereinstimmenden Aussagen von fünf Zeugen schon den ganzen Tag lang im Asylzentrum an der Gärtnerstrasse 5 in Dübendorf ZH. Man schrieb den 2. September 2013. Der 35-jährige Somalier sei unzufrieden gewesen, weil er zu wenig «Arbeitslosenlohn» bekommen habe und kein Geld in seine Heimat überweisen konnte, berichteten Mitbewohner. Mohamed S. warf Abfall durch die Gänge der Liegenschaft, in der gegen vierzig Asylanten hausen; kübelweise schleppte er Steine ins Haus, um die Toiletten zu verstopfen; er öffnete Wasserhähne und demolierte die Mischbatterien, danach öffnete er alle Feuerlöschaggregate, so dass am Ende das halbe Gebäude unter Wasser stand.

Namentlich der Mitbewohner Patrick M., der den wild schreienden Mohamed S. zu bremsen versuchte, will beobachtet haben, wie dieser die Stromkabel von insgesamt zehn elektrischen Rechauds durchschnitt, so dass keiner im Haus mehr kochen konnte. Im Zuge der Auseinandersetzung soll der Somalier gedroht haben, in der Nacht das ganze Heim in Brand zu setzen. Aus Furcht, der Mann werde seine Drohungen umsetzen, so gab Patrick M. bei der Staatsanwaltschaft zu Protokoll, habe er nicht schlafen können. Und tatsächlich: Nach ein Uhr in der Früh stiess Patrick M. im Waschraum auf einen Stapel Karton, der lichterloh brannte. Zum Glück konnte er das Feuer zusammen mit einem Mit-

bewohner löschen, bevor die Flammen auf das leicht brennbare Gebäude übergriffen. Der Zeuge M. will beobachtet haben, wie der Somalier von der Brandstelle weggelaufen sei.

## Den ganzen Tag geschlafen

Drei Tage später, am 6. September 2013, wurde der Somalier verhaftet. Er bestritt jegliche Randalie und Sachbeschädigung. Später vor Gericht erklärte der Mann, er wisse von nichts – er habe die ganze Zeit geschlafen. Mit dem Zeugen Patrick M. habe er einmal gestritten, weshalb ihn dieser zu Unrecht belaste.

Nun gibt es aber genug andere Zeugen. Neben Patrick M. befragte die Staatsanwältin vier weitere Mitbewohner, die bestätigen, dass der Somalier den ganzen Tag herumrandaliert und Drohungen ausgestossen habe. Doch gerade die vielen Zeugnisse erweisen sich als Glücksfall für den Randalierer: Weil jeder die Sache – zwar im Detail, doch dort steckt bekanntlich der Teufel – etwas anders erlebt hatte und weil die meisten Zeugen, die aus aller Herren Länder stammen, den Somalier kaum verstanden, kam das Bezirksgericht Uster im letzten März, also ein halbes Jahr nach dem Vorfall, zu einem Freispruch auf ganzer Linie.

Zwar ist nach Meinung der Richter erwiesen, dass der Somalier randaliert und Abfall herumgeworfen, dass er Toiletten verstopft und das Zentrum unter Wasser gesetzt hatte

– dabei habe er eine gewaltige Sauerei angerichtet, doch der Tatbestand der Sachbeschädigung sei dadurch noch nicht erfüllt.

Grundsätzlich sei Mohamed S. zwar wenig glaubwürdig, ist im Urteil nachzulesen, welches der *Weltwoche* vorliegt, zumal dieser im Asylverfahren gelogen hatte. Mehrere Zeugen bestätigen auch, dass der Angeklagte gedroht hatte, einen Brand zu legen – doch hier äussern die Richter Zweifel, ob ihn diese richtig verstehen konnten. Und was das Durchschneiden der Kabel und die qualifizierte Brandstiftung anbelangt, gibt es ausser dem erwähnten Patrick M. keine direkten Zeugen. Doch ein Zeuge war den Richtern in diesem Fall einfach zu wenig. Dies zumal die Bewohner von der Organisation ORS, welche das Zentrum im Auftrag der Stadt Dübendorf betreibt, ungebührlich unter Druck gesetzt worden seien.

Das war so: Nach der Brandstiftung teilte die ORS im Zentrum mit, dass sich der Schuldige melden solle, ansonsten der Schaden von allen Bewohnern solidarisch zu tragen sei. Diese Methode war zwar nicht gerade elegant, aber effizient, führte sie doch schnell zum Täter. Doch der Druck, der dadurch ausgeübt worden sei, war nach Ansicht der Richter unzulässig. Die Bewohner hätten eventuell ermuntert werden können, sich gleichsam gegen den Angeschuldigten zu verschwören. Zudem hätten es die Brandermittler unterlassen, allfällige Spuren am Brandherd und auf den Kleidern des Angeklagten zu sichern.

Bleibt noch die Frage, ob der Angeklagte die Strafuntersuchung «durch ein verwerfliches oder leichtfertiges Benehmen verursacht» hatte, womit ihm wenigstens die Kosten für das Verfahren und die Verteidigung (diese stellte 12 500 Franken in Rechnung) auferlegt werden könnten. Das Gericht verneinte dies, weshalb die Kosten (solidarisch) dem Steuerzahler aufgebürdet werden. Wie schon früher im Urteil ausgeführt, erachtete das Gericht ein gewisses Mass an Vandalismus in einem Asylzentrum als offenbar üblich. Und nicht nur das.

Das Gericht unter dem Vorsitz von Vizepräsident Marcel Moser sprach dem Angeklagten für ein halbes Jahr, das er in der Untersuchungshaft verbracht hatte, 40 350 Franken Schmerzensgeld und Schadenersatz zu. So wird Mohamed S. – zwar etwas verspätet, aber dafür umso reichlicher – seinen «Arbeitslosenlohn» nach Somalia schicken können. Wie die ORS auf Anfrage mitteilt, will sie keine Berufung gegen das Urteil einlegen. ○

# Extremisten im Kindergarten

Im Zürcher Oberland soll ein muslimischer Kindergarten entstehen. Unterstützt wird das Projekt von radikalen Islamisten. Spuren führen bis in den syrischen Bürgerkrieg.

Von Kurt Pelda

Die junge Moschee in Volketswil ist kein Hort von Extremisten. Nachbarn äussern sich wohlwollend zum Gebetshaus, das in einer gesichtslosen Gegend mit Gewerbe- und Landwirtschaftsbetrieben im Zürcher Oberland liegt. Etwas anders sieht es aber mit dem Kindergartenprojekt «al-Huda» (der rechte Weg) aus. Es soll in Räumen der Volketswiler Moschee umgesetzt werden, wobei die behördliche Bewilligung noch aussteht. Die Initianten möchten den Kindern schon früh die islamische Lebensform im Alltag weitergeben und ihnen religiöses Wissen spielerisch vermitteln, wie es auf der Website des Al-Huda-Projekts heisst.

## Dschihadisten-Ehefrau macht Werbung

Zu den Unterstützern des Kindergartens zählt auch Emina A., eine tiefreligiöse dreissigjährige Frau aus Kriens. Ihr Vater hat Beziehungen zu einem bekannten radikal-islamischen Hassprediger in Bosnien, der Dschihadisten nach Syrien schleust. Ihr Mann, Valdes K., kämpft in Syrien als Dschihadist. Auf ihrem Facebook-Profil wirbt Emina A. nun für einen Flohmarkt in der Volketswiler Moschee: «Jede Schwester bringt ihre noch gut erhaltenen Sachen mit, die sie verkaufen (spenden) möchte. Der Erlös geht dann zu Gunsten vom Kindergarten al-Huda.»

Die Website des Kindergartenprojekts ist unter dem Namen von Melanie Muhaxheri registriert, einer Schweizer Konvertitin und Mitglied des Islamischen Zentralrats Schweiz (IZRS). Entgegen seinem hochtrabenden Namen kann der Zentralrat nicht Anspruch darauf erheben, die in der Schweiz lebenden Muslime zu vertreten. Es ist eine undurchsichtige Organisation. Der jüngste Finanzbericht, den der IZRS auf seiner Website präsentiert, stammt von 2011. Darin findet sich nicht der Hauch einer Erklärung, woher genau die Jahreseinnahmen von mehr als 250 000 Franken in Form von Zuwendungen, Spenden und dergleichen mehr stammen. Ein neuerer Finanzbericht, nämlich für das Jahr 2012, sei in Vorbereitung, aber noch nicht vollständig ausformuliert, erklärt Pressesprecher Qasim Illi auf Anfrage. Andere Stimmen im Zentralrat sprechen aber davon, dass man überhaupt keine Jahresberichte mehr veröffentlichen wolle.

Der IZRS hat Verbindungen zu radikalen Fundamentalisten in fast aller Welt. So auch in Syrien, zum Beispiel zur salafistischen Rebellengruppe Ahrar ash-Sham (arabisch für

«freie Männer der Levante»). Der junge Generalsekretär des Zentralrats, Naim Cherni, reiste bereits zweimal ins Rebellengebiet und drehte dabei auch einen sehenswerten Film über die syrische Tragödie. Allerdings lässt Chernis Nähe zu Ahrar ash-Sham aufhorchen. Ich war selbst schon mehrfach mit Kämpfern dieser Organisation in Syrien unterwegs. Auch wenn Ahrar ash-Sham offiziell nicht Teil des Al-Qaida-Netzwerkes ist, haben viele Kämpfer und Kommandanten radikale religiöse Ansichten und sind absolut intolerant gegenüber muslimischen Glaubensrichtungen, die als abweichlerisch empfunden werden, sowie gegenüber Christen. Im privaten Gespräch machen sie auch kaum ein Hehl aus ihrer Bewunderung für al-Qaida und Osama Bin Laden.

Auf seiner zweiten Reise verteilte Generalsekretär Cherni insgesamt 56 000 Franken an Spenden, die der IZRS 2013 für Syrien gesammelt hatte. Wie genau das Geld verwendet wurde, ist unklar. Cherni habe Kleinstbeträge an Notleidende verteilt, sagt Pressesprecher Illi. Ahrar ash-Sham habe dem Generalsekretär einen Korridor von der türkischen Grenze bis zur Provinzhauptstadt Raqqa geöffnet und ihm erlaubt, Spenden zu verteilen. «Allerdings hat Ahrar ash-Sham kein Geld erhalten», betont Illi.

Wie alle Fundamentalisten versuchen auch die Anhänger von Ahrar ash-Sham, mit Almosen und Hilfsgütern den Boden für die Errichtung eines islamischen Staats auf Grundlage der Scharia vorzubereiten. Als Cherni die 56 000 Franken verteilte, kooperierte Ahrar ash-Sham zudem eng mit dem inzwischen als Terrororganisation eingestuftem Islamischen Staat im Irak und in der Levante (Isis), vor allem in der Provinzhauptstadt Raqqa. Später, im Januar dieses Jahres, kam es dann aber zu blutigen Rivalitäten zwischen den beiden extremistischen Bewegungen. Das war dann der Moment, als der Zentralrat in einem dürren Communiqué mitteilte, dass er seine Hilfsaktion aus Sicherheitsgründen vorläufig einstellt.

Kurze Zeit danach wurde Abu Khaled as-Suri, ein Führungsmitglied von Ahrar ash-Sham, ermordet – vermutlich von Isis-Terroristen. Der aus Aleppo stammende as-Suri hatte in Afghanistan mit Bin Laden gekämpft. Er war von al-Qaidas heutigem Chef Ayman az-Zawahiri als persönlicher Emissär damit beauftragt worden, den Bruderzwist zwischen den radikal-islamischen Terroristen zu schlichten. Die Spendenaktion des IZRS bewegte sich demnach im syrischen Dunstkreis einer Organisation, die von einem hochrangigen Al-Qaida-Mann mitgeleitet wurde. ○



Im Dunstkreis von al-Qaida: syrischer Fundamentalist Abu Khaled as-Suri.

# Die Bürokraten des Guten

Endloser Papierkram, unsinniger Leerlauf, schikanöse Auflagen: Schweizer Mediziner sehen ihre Forschung durch Ethikkommissionen behindert und bedroht. Die Kommissionen haben dank einem neuen Gesetz mehr Macht. Doch die Behörden spielen die Probleme herunter. *Von Alex Reichmuth*

In den letzten Monaten war die Zukunft des Schweizer Forschungsplatzes ein Top-Thema in den Medien. Nach dem Ja des Volks zur Einwanderungsinitiative erzeugten Politiker und Universitätsfunktionäre den Eindruck, die angeblich isolationistische Schweizer EU-Politik bedrohe die hiesige Spitzenwissenschaft. Wenn man sich aber unter Medizinern umhört, wird klar, dass der Standort mindestens so stark durch hausgemachte Probleme wie durch die Aussenpolitik gefährdet ist.

Konkret geht es um das neue Humanforschungsgesetz (HFG), das seit Anfang Jahr massgebend ist für die Forschung am Menschen – also für medizinische, pharmakologische und anatomische Studien, wie sie etwa an Universitätskliniken und Kantonsspitalern durchgeführt werden. Dieses stützt sich auf einen Verfassungsartikel, der 2010 an der Urne gutgeheissen wurde. Das HFG will Menschen stärker schützen, die sich für die medizinische Forschung zur Verfügung stellen. Ausgearbeitet wurde es vom Innendepartement unter Führung seines früheren Vorstehers Didier Burkhalter (FDP). In der Parlamentsdebatte kämpften SVP, FDP und BDP dafür, die Forschung nicht zu stark einzuschränken, während linke Parteien und Teile der CVP sich für restriktive Regelungen starkmachten. So entschied der Nationalrat etwa mit 106 gegen 67 Stimmen, dass der Staat prüfen soll, ob ein Forschungsvorhaben relevant ist. Eine Studie am Menschen müsse einen gesellschaftlichen Wert aufweisen, argumentierte die St. Galler Nationalrätin und Ärztin Yvonne Gilli (Grüne).

## Bewilligungspflicht für alle Studien

Das Gesetz wurde am Ende mit grosser Mehrheit gegen die Stimmen einiger SVP-Vertreter verabschiedet. Der Ständerat sagte gar ohne Gegenstimmen ja. Die Verordnung zum Gesetz, ausgearbeitet unter dem jetzigen Innenminister Alain Berset (SP), wurde erst im letzten September verabschiedet, gilt aber seit Anfang 2014 ohne Übergangsfrist.

Das HFG erweitert die Kompetenzen der neun kantonalen beziehungsweise regionalen Ethikkommissionen. Diese haben bei Studien, die sich mit dem Menschen befassen, viel mehr zu sagen als vorher. Bei allen klinischen Versuchen und Forschungsprojekten beurteilen sie vorab, ob ethische Auflagen genügend berücksichtigt sind. Die Bewilligungspflicht umfasst neu auch Studien ohne Beteiligung von lebenden Personen, etwa solche unter Verwendung

von Gewebe, Zellen, Embryonen oder Verstorbenen. Die Kommissionen sind auch zuständig für Forschung, in der es um die Auswertung medizinischer Daten geht, zu deren Erhebung weder Behandlungen, Operationen noch die Verabreichung von Medikamenten nötig sind. Mit dem HFG sind sie weiter verpflichtet, ein wissenschaftliches Sekretariat zu führen und alle bewilligten Studien in einem öffentlichen Register zu erfassen.

Auf den ersten Blick muten die Ziele des HFG sympathisch an. Die beteiligten Patienten sollen über alle wichtigen Aspekte eines Forschungsprojektes Bescheid wissen. Gefahren und Belastungen durch solche Studien müssen in einem vernünftigen Verhältnis zum Nutzen für die Patienten sein. Generell sind Forschungsprojekte an Menschen nur erlaubt, wenn man nicht auf andere Art zu gleichwertigen Erkenntnissen gelangen kann.

Schon bevor das Gesetz in Kraft trat, war zwar vereinzelt Kritik zu hören. So bemängelte der Thurgauer Regierungsrat, die Regelungsdichte des neuen Gesetzes sei ausserordentlich hoch. Das lasse die Bewilligungen von Studien schwerfällig und bürokratisch werden. Beachtet wurden solche Einwände kaum. Mehr Schlagzeilen machten Geschichten von Patienten, die in klinischen Studien ausgenutzt oder gar geschädigt wurden – so etwa diejenige im



*Hehre Ziele:* Bundespräsident Burkhalter (FDP).

*Tages-Anzeiger* über einen Hautkrebspatienten, der eine Gesichtslähmung erlitt.

## Bis zu vierzig Stunden pro Ethikantrag

Fast fünf Monate nach Inkrafttreten des neuen Gesetzes ist der Ärger an vielen Spitalern und Uni-Kliniken gross. Studenten, Assistenzärzte, Oberärzte und Chefärzte klagen über einen eigentlichen Hindernislauf, den sie absolvieren müssen, um klinisch forschen zu können. Der Bearbeitungsaufwand von Ethikanträgen habe sich vervielfacht. «Wir verbringen die Hälfte unserer Zeit mit dem Erfüllen reglementarischer Anforderungen», sagt ein Medizinforscher an einer Universitätsklinik. Der Aufwand

---

«Ein verdienter Kollege wurde belehrt, wie man Dokumente korrekt mit dem Bostitch heftet.»

---

pro Ethikantrag betrage bis zu vierzig Stunden. Während früher zum Beispiel ein Forschungsprotokoll typischerweise fünf Seiten umfassen musste, seien heute vierzig oder mehr Seiten gefordert. Das bedeute eine «un glaubliche Bürokratisierung der Forschung am Menschen».

Der Aufwand für Ethikanträge sei teilweise grösser als die Studienarbeit selbst, schätzt ein Oberarzt und stellvertretender Teamleiter. Aufwendig sei insbesondere das mehrfache Ausfüllen von Formularen, die in dutzendfacher Ausführung eingereicht werden müssten, sagt ein Forscher einer universitären Klinik. Die Zeit für Ethikanträge müsse er notgedrungen an freien Wochenenden aufbringen. Viele Stunden sei man mit dem Verfassen von Studienbeschrieben, Studienabläufen, Prüfplänen, Patienteninformationen, Einverständniserklärungen, Mitarbeiterlisten und Lebensläufen befasst. Die geforderten Papiere seien nach diversen Bestimmungen, Verordnungen und Checklisten zu verfassen, die man auf mehreren Internetseiten zusammensuchen müsse. «Unter solchen Bedingungen sind Sie als Forscher tot», hält ein anderer Wissenschaftler fest. Der Chefarzt einer Zürcher Uni-Klinik spricht von einer «Malaise», die im Umgang mit den Ethikkommissionen Einzug gehalten habe.

Alle Forscher und Ärzte, mit denen die *Weltwoche* Kontakt hatte, betonen, sie seien keineswegs gegen ethische Richtlinien in der Humanforschung. Augenmass und gesunder Menschenverstand seien aber abhandengekommen. Als besonders belastend erachten es

diese Wissenschaftler, dass Anträge von den vorprüfenden Sekretariaten zum Teil mehrfach zur Korrektur zurückgeschickt würden – meist nicht wegen ethischer Fragen, sondern wegen Formalitäten. «Da wird etwa bemängelt, dass auf Seite 17 ein falsches Datum sei», sagt der erwähnte Chefarzt. Die Anweisungen erfolgten zudem oft in oberlehrerhaftem Ton.

### Rüge für falsch gesetzte Kommas

In der Tat zeugen Beanstandungen von Ethikkommissionen davon, dass sich vieles um Formalitäten dreht. «Es ist sicherzustellen, dass die Angaben zu Versionsnummer und -datum im ganzen Dokument einheitlich sind und dass diese mit jeder Anpassung aktualisiert werden», heisst es etwa. Oder: «Die Liste muss mit den Unterschriften aller Mitarbeiter versehen sein.» Das Studienprotokoll sei «nicht nach den Vorgaben der für die klinische Prüfung von Medizinprodukten massgebenden internationalen Norm EN ISO 14155:2011 abgefasst [...] und daher in vielen Punkten unklar bzw. unvollständig», lautet eine andere Rückmeldung.

Die Formulierungen zeugen teils von Überheblichkeit. «Fassen Sie den Einleitungssatz bitte verständlich ab», «Korrigieren Sie bitte diese Widersprüche» oder «Bitte fassen Sie die Studieninformationen grammatikalisch korrekt ab», liest man. Auch falsch gesetzte Kommas wurden gerügt, sagt ein Forscher. «Ein verdienter Kollege wurde belehrt, wie man Dokumente korrekt mit dem Bostitch heftet», meint ein anderer Wissenschaftler.

Mehrere Forscher erzählen, wie manche Mitglieder und Sekretäre von Ethikkommissionen sich aufspielten. Von Geltungssucht und bewusster Schikane gegenüber Wissenschaftlern ist die Rede. «Die fühlen sich wie die Herren der Schöpfung», sagt ein Forscher. Dabei handle es sich oft um Juristen und andere medizinische Laien, denen es an Fachkompetenz zur Beurteilung klinischer Studien mangle. So müsse man regelmässig über unsinnige Forderungen verhandeln. Die *Weltwoche* kennt fragwürdige Auflagen, die von Kommissionen durchgesetzt oder zumindest in Erwägung gezogen wurden:

**Beispiel 1**— Bei einer Auswertung von zehn Jahre alten Patientendaten nach neuen wissenschaftlichen Fragestellungen verlangte die zuständige Ethikkommission, dass alle ehemaligen Patienten erneut kontaktiert werden, um deren Zustimmung zur neuen Datenverwendung einzuholen. Dabei hatten diese früher ihre Daten für die Wissenschaft freigegeben. Die Forscher müssen nun aufwendig die aktuellen Wohnadressen von 150 ehemaligen Patienten ausfindig machen und diese anschreiben. Dabei ist kaum zu erwarten, dass einer von ihnen gegen die neue Verwendung der Daten ist.

**Beispiel 2**— Bezüglich einer Studie, bei der das Gewicht der Probanden ermittelt werden

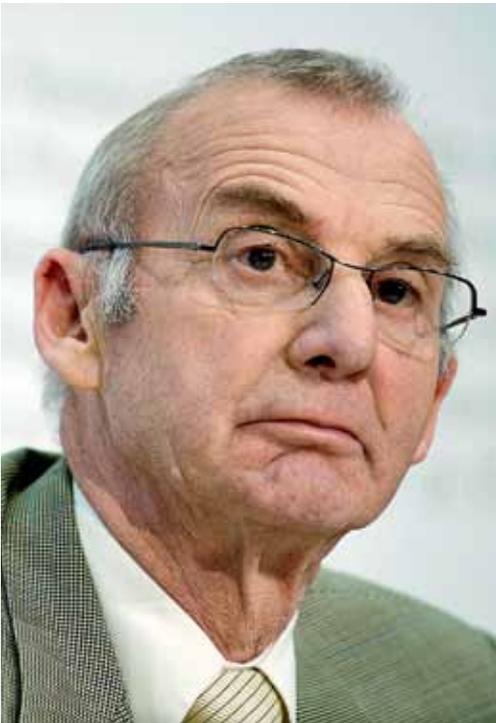


*Augenmass und gesunder Menschenverstand abhandengekommen: Innenminister Berset (SP).*

musste, forderte die zuständige Ethikkommission, dass nur Waagen verwendet werden, die von der Heilmittelbehörde Swissmedic zertifiziert sind. «Was das mit Ethik zu tun hat, ist mir schleierhaft», sagt der Studienleiter.

**Beispiel 3**— Bei einer Studie mit Magnetresonanz-Untersuchungen von Armen und Bei-

nen wurde verlangt, dass alle Probandinnen einen Schwangerschaftstest vorlegen. Dies, um eine Schädigung von Föten auszuschliessen. Dabei sind fast alle beteiligten Frauen über 55 Jahre alt, also jenseits des fruchtbaren Alters. Der Alternativvorschlag des Studienleiters, Frauen im gebärfähigen Alter generell von der Studie auszuschliessen, wurde von



**Paradigmenwechsel:** Präsident Schubiger.

der Ethikkommission aber zurückgewiesen: Ein solcher Ausschluss verstosse gegen ethische Prinzipien.

Nebst dem Aufwand bemängeln die Mediziner die Kosten der Ethikprüfungen. Während früher ein Antrag mehrere hundert Franken gekostet habe, seien es heute schnell mehrere tausend Franken. Das belaste die Forschungsstätten finanziell beträchtlich.

Kritisiert werden zudem die teilweise mehrtägigen Kurse, in denen Forschern die neuen Gesetzesgrundlagen bei klinischen Studien vermittelt werden. Diese Kurse sind für alle forschenden Ärzte obligatorisch. Es handle sich oft um teuren Leerlauf, bemängeln die Mediziner. «Da werden gestandene Wissenschaftler von unerfahrenen Kursleitern belehrt, wie Forschung funktioniert», sagt einer. Zudem seien solche Kurse oft ausgebucht, was die Studententätigkeit blockieren könne.

Verzögerungen bei der Studienbewilligung seien ein weiteres Problem. Wegen immer neuer Beanstandungen würden oft viele Wochen oder mehrere Monate verstreichen. Das sei insbesondere für die Absolventen des Medizinstudiums ein Problem, die wegen einer Studie oft länger auf das Okay der Ethiker warteten, als ihre ganze Masterarbeit dauere.

Solche Verzögerungen ergeben sich auch, weil einige Kommissionen mit der Bearbeitung von Gesuchen im Rückstand sind. Die Kantonale Ethikkommission Zürich etwa machte schon im Januar bekannt, dass die Verfahrensfristen vorderhand nicht eingehalten werden könnten. Aktuell betragen die Wartefristen sechs bis sieben Wochen, lässt Kommissionspräsident Peter Meier-Abt ausrichten. Eine Ursache dafür sei, dass die Begutachtungsaufgaben mit dem

neuen Humanforschungsgesetz «quantitativ und qualitativ massiv ausgeweitet wurden», schreibt die Zürcher Ethikkommission. Zudem liege der Beratungsaufwand, der von Forschern in Anspruch genommen werde, «deutlich über dem vernünftigerweise anzunehmenden Mass». Die Kommission schiebt die Schuld zum Teil auf die Forschenden. «Es gilt der Grundsatz: Je besser ein Forschungsprojekt, desto kürzer die Behandlungsfrist», heisst es salopp. Insgesamt seien die Verzögerungen Ausdruck von «Anlaufschwierigkeiten», die in Kauf zu nehmen seien. Schliesslich gehe es darum, «den Forschungsplatz Schweiz vor dem Hintergrund der Globalisierung zukunftsfähig zu machen», so die Ethikkommission Zürich.

Konfrontiert mit der Kritik, streitet Gregor Schubiger, Präsident der Arbeitsgemeinschaft der Schweizerischen Ethikkommissionen für die Forschung am Menschen (Agek), «die ohne Zweifel aufgetauchten Probleme» nicht vollständig ab. Es erscheine ihm aber «kontraproduktiv für den Forschungsplatz Schweiz», diese nur wenige Monate nach dem «Paradigmenwechsel» an die Öffentlichkeit zu tragen, schreibt er. Er sieht die Probleme mit Ethikanträgen vor allem als Folge der Neuerungen im HFG und spricht von «Unklarheiten und Missverständnissen auf beiden Seiten». Dank Beratung und zunehmender Erfahrung würden sich die vorhandenen Probleme aber wohl bald lösen, zeigt sich Schubiger überzeugt.

### Kein Support der Standesorganisation

Ähnlich reagiert das Bundesamt für Gesundheit (BAG). Es schreibt: Angesichts «des erweiterten Geltungsbereichs des Gesetzes und der Komplexität der Bestimmungen» müssten sich Forscher und Vollzugsbehörden erst «mit der neuen Regulierung vertraut machen und praktische Erfahrungen sammeln». Pikant: Das BAG verhehlt nicht, dass der bürokratische Aufwand selbst die Behörden überfordert. «Das Anpassen der Prozesse an die neuen Vorgaben ist für einige Ethikkommissionen mit einem Aufwand verbunden, der mit den vorhandenen finanziellen und personellen



**Gesellschaftlicher Wert:** Politikerin Gilli (Grüne).

Ressourcen nur schwer zu bewältigen ist», heisst es in der Stellungnahme.

Die klinische Wissenschaft in der Schweiz sei zunehmend gefährdet, warnen Mediziner. Junge Forscher hätten keine Lust auf endlose Auseinandersetzungen mit Ethikkommissionen. So sähen Talente von einer Wissenschaftskarriere ab oder wanderten in andere Länder ab, namentlich in die USA, wo die Forschung unkomplizierter sei. «Ich habe selber zwei junge Forscher nach Amerika geschickt», sagt ein leitender Arzt einer Berner Uni-Klinik. Wenn aber medizinische Forschung wegen überhöhter Auflagen nicht mehr stattfinden, sei das selber unethisch, sagt ein Fachkollege – denn diese Forschung diene dem Wohl des Menschen.

Die Kritiker verlangen, dass die Ethikkommissionen besser beaufsichtigt werden und Forscher sich gegen unsinnige Entscheide wehren können. Leider ist kein Forscher, der diesbezüglich Kritik übt, bereit, namentlich erwähnt zu werden. Man befürchtet «Retourkutschen» von Mitgliedern der Ethikkommissionen. «Ich bin leider vom Goodwill dieser Leute abhängig», sagt einer der Forscher.

In dieser Situation wäre es Aufgabe der Standesorganisationen, sich für den Forschungsplatz Schweiz starkzumachen. In der Pflicht steht vor allem die Schweizerische Akademie der Medizinischen Wissenschaften (SAMW) – doch von ihr ist nichts zu vernehmen. Vorstandsmitglied Jürg Steiger, selbst Bereichsleiter Medizin am Uni-Spital Basel, sind die Schwierigkeiten teilweise bekannt. Doch im Gespräch zeigt sich, dass die SAMW nicht auf Verbesserungen pochen wird. Wirklich überraschend ist dies nicht – denn der SAMW-Präsident ist Peter Meier-Abt, der gleichzeitig an der Spitze der Zürcher Ethikkommission steht. ○

# Steuergelder für Israel-Boykotteure

Unter dem Titel «Entwicklungshilfe» überweist das EDA mehrere Millionen Franken an Palästinenserorganisationen, die zum Boykott von Produkten aus dem Westjordanland aufrufen.

Von Pierre Heumann

Ende März reiste Botschafter Martin Dahinden nach Jericho. Im uralten Städtchen versprach der Chef der Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit (Deza) einem neuen palästinensischen Verein Geld, der sich für den politischen Dialog einsetzen will.

Die neue palästinensische NGO trägt den wohlklingenden Namen «Human Rights and International Humanitarian Law Secretariat», kurz «Secretariat». Dieses Sekretariat für Menschenrechte und internationales humanitäres Recht erhält bis Juni 2017 umgerechnet insgesamt 15,7 Millionen Franken, die es an palästinensische NGOs verteilen wird. Die Schweiz, Dänemark, Schweden und die Niederlande überweisen den Betrag gemeinsam. Das EDA übernimmt drei Millionen Franken.

Diese Steuergelder kommen Organisationen zugute, die offen für den Boykott israelischer Produkte eintreten, obwohl dies im Widerspruch zur deklarierten Politik des Bundesrates steht. Mitte März hatte der Bundesrat auf eine parlamentarische Anfrage hin klipp und klar festgestellt, er halte den Boykott israelischer Produkte nicht für eine «konstruktive Massnahme». Die Ziele und Prinzipien der Partnerorganisationen müssten mit den Werten der Schweiz vereinbar sein, schreibt das EDA. Dazu gehören vor allem die Ablehnung von Gewalt, Transparenz und Nichtdiskriminierung. Die Deza würde keine Kampagne mit politischem oder religiösem Charakter unterstützen. Sie fördere Projekte im humanitären Bereich, trachte danach, den Aufbau einer Zivilgesellschaft zu unterstützen.

## Sprachrohr der Boykottkampagne

Doch diese Absichtserklärungen hindern das EDA nicht daran, in Palästina unter dem Titel «Entwicklungshilfe» Vereine zu begünstigen, die lautstark Israel-Sanktionen fordern. Die Gelder gehen zunächst – reichlich unverfänglich – ans «Secretariat», das von der Consulting-Firma Niras und dem Rechtsinstitut der Universität Bir Zeit unweit von Ramallah gemanagt wird. Es funktioniert als Geldverteilungsmaschine. So erhält zum Beispiel die NGO Badil, die sich für die Rückkehr palästinensischer Flüchtlinge einsetzt, Mittel aus Bern. Badil profiliert sich aber vor allem als Sprachrohr und Beraterin bei der Boykottkampagne, mit der ihre Schweizer Niederlassung Anfang Mai die Mitglieder der Sicherheitspolitischen Kommission (SiK) zum Beispiel aufforderte, die Zusammenarbeit im Militär- und Sicherheitsbereich mit

Israel zu beenden, «bis Israel sich völkerrechtskonform verhält».

Badil macht aus ihren Forderungen kein Geheimnis. Bereits vor sechs Jahren rief sie zu einem Israel-Boykott auf. Zudem forderte sie von Staaten, israelische Offizielle strafrechtlich zu verfolgen, die in den besetzten Gebieten für «Verbrechen gegen die Menschlichkeit und Kriegsverbrechen» verantwortlich seien.

In den Genuss von Zuwendungen des EDA kommt auch al-Haq, eine der ältesten palästinensischen NGOs. Sie gab im vergangenen Jahr eine 34-seitige PR-Fibel heraus, in der sie für den Boykott von israelischen Produkten warb, die aus dem Westjordanland stammen. Ebenso erhält Addameer, die sich für palästinensische Häftlinge in israelischen Gefängnissen einsetzt, Schweizer Hilfsgelder. Neben dem Engagement für die Gefangenen macht sich Addameer indessen vor allem für Sanktionen gegenüber Israel stark. «Wir setzen uns für eine Verstärkung der globalen Boykottkampagne ein, um diejenigen Firmen ins Visier zu nehmen, die direkt vom israelischen Gefängnisystem profitieren», heisst es klipp und klar.

Beim EDA ist man trotz dieser unmissverständlichen und kämpferischen Stellungnahmen der Meinung, dass das neue Sekretariat bei der Lösung des israelisch-palästinensischen Konflikts eine positive Rolle spielen könne. Es

gehe in den besetzten Gebieten darum, zu einem lebensfähigen, demokratischen palästinensischen Staat beizutragen und Bedingungen zu schaffen, die dem Frieden förderlich sind. Deshalb konzentrierte sich die Deza auf die Förderung des internationalen humanitären Völkerrechts und der Menschenrechte. Dass die Schweiz hartgesottene Boykottbefürworter unterstützt, bleibt unerwähnt. Für die Vereine, die jetzt auch mit Schweizer Geldern für den Boykott von Produkten werben, die im Westjordanland hergestellt wurden, ist dies erst der Anfang zu einer generellen Ächtung Israels. Omar Barghouti, einer der Gründerväter der Boykottbewegung, macht kein Geheimnis aus seinem Ziel, dass sich ein totaler Boykott aller israelischen Produkte und Dienstleistungen daran anschliessen müsse.

Indem er Boykottbefürwortern Geld zukommen lässt, widerspricht der Bundesrat nicht nur der eigenen Beurteilung, dass Sanktionen nicht konstruktiv seien. Er versäumt es ausserdem, seine deklarierten Ziele mit Nachdruck zu verfolgen. Geld aus der Schweiz ist bei Palästinensern deshalb besonders beliebt. So schätzt Al-Haq-Direktor Shawan Jabarin, dem eine Nähe zur Terrororganisation Volksfront zur Befreiung Palästinas (PFLP) nachgesagt wird, die Tatsache, dass Bern an die Hilfsgelder keine politischen Auflagen knüpfe. ○



Keine politischen Auflagen: Boykottaufruf gegen israelische Produkte im Westjordanland.



Viele Medien publizieren nur, was ihre Klimahypothese bestätigt: serbischer Aussenminister Dacic nach den Überschwemmungen bei Belgrad.

## Sicher ist nur die Ungewissheit

Die Tendenz zur Pseudowissenschaft in der Klimaforschung ist beunruhigend. Als ich mich kritisch zu Methoden und Resultaten meiner Kollegen äusserte, wurde ich als «Klimaskeptiker», «Klimaleugner» und «Weltkrimineller» beschimpft. *Ein Erfahrungsbericht von Lennart Bengtsson*

In den letzten Wochen gab es viel Werweissen über meine Meinung zur Klimaforschung und wie ich als Wissenschaftler dazu stehe. Ich habe diese Publizität nie gesucht und nur mit grosser Zurückhaltung begonnen, Artikel für ein breiteres Publikum zu schreiben. In dieser Scheu, mich an der öffentlichen Debatte zu beteiligen, bin ich von meinem Freund Sven Öhman beeinflusst, einem Linguisten, der über Semantik schreibt, auch über Schwierigkeiten, mit denen Spezialisten kämpfen, wenn sie mit der Öffentlichkeit kommunizieren. Wörter und Begriffe haben eine unterschiedliche Bedeutung und werden unterschiedlich ausgelegt, je nach Hintergrund und Vorwissen des Lesers. Manchmal können solche Missverständnisse ins Desaster führen.

Dies gilt auch für Konzepte wie Klima und Klimaprognosen. Das Klima ist nichts anderes als die Summe aller Wetterereignisse während einer repräsentativen Zeitspanne. Die Dauer einer solchen Periode lässt sich nicht genau festlegen, aber sie sollte sich über mindestens hun-

dert Jahre erstrecken. Aus praktischen Gründen begnügen sich die Meteorologen jedoch mit dreissig Jahren. Allein aus diesem Grund können sie manchmal kaum erkennen, ob sich das Klima verändert, weil ausreichend lange homogene Datensätze oft fehlen. Gemäss der Chaostheorie ist es nahezu unmöglich, Klimaprognosen zu machen, weil sich nicht einmal das Wetter für mehr als ein paar Wochen voraussagen lässt.

### Nicht so grossartig, wie es scheint

Trotz aller Schwierigkeiten hat die Klimaforschung grosse Fortschritte gemacht, vor allem dank revolutionärer Beobachtungen aus dem Weltraum, so durch die Möglichkeit, das Volumen und die Masse der Ozeane zu messen. Auch die Temperatur und der Wasserdampfgehalt der Atmosphäre lassen sich mittels Satelliten exakt bestimmen. Ausserdem wissen wir viel mehr über das Klima in früheren Epochen.

Nicht überraschend, dass sich das Publikum davon beeindruckt lässt und dass es deshalb

auch jenen vertraut, die das künftige weltweite Klima voraussagen wollen. Dass dies mittels internationaler Zusammenarbeit unter Aufsicht der Uno geschieht und dass offenbar unter den beteiligten Wissenschaftlern Einigkeit herrscht, hat zu robustem Vertrauen in die Klimasimulationen des Weltklimarats (IPCC) geführt, in Schweden wie in der Schweiz. Die Forscher können mit grossartigen Grafiken im Detail vorführen, wie sich das Klima in einzelnen Regionen auf hundert Jahre hinaus entwickelt. Dies ist wertvoll für Experten und Planer in den Regionen, die fieberhaft arbeiten, um Überschwemmungen oder Waldbrände in Zukunft zu verhindern. Das Publikum fühlt sich bei diesen Wohltätern in guten Händen.

Leider ist nicht alles so grossartig, wie es scheint. Aufgrund der Chaostheorie lassen sich Wetter und Klima nicht voraussagen, und wie sich Letzteres künftig entwickeln wird, wissen wir erst, wenn es dann tatsächlich eintritt. Beim Voraussagen würde uns auch nicht weiterhelfen,

wenn wir genau wüssten, wie viel Treibhausgase wir in Zukunft ausstossen. Dazu kommt unsere Ungewissheit, was die Zukunft der Welt angeht. Das sollte allen einleuchten, wenn sie nur an einen beliebigen Zeitpunkt in der Geschichte zurückdenken und sich überlegen, wie sich die Welt seither entwickelt hat. Der amerikanische Historiker Daniel J. Boorstin sagte dazu: «Der grösste Feind des Wissens ist nicht die Ignoranz, sondern die Illusion des Wissens.»

Ich glaube, das ist gegenwärtig unser Problem, und es ist auch der wahre Grund, weshalb ich in den letzten Jahren in die Klimadebatte eingegriffen habe. Niemand kann bestreiten, dass ich mich kritisch mit jenen auseinandersetze, die jeden Einfluss der Treibhausgase auf das Klima der Erde bestreiten. Das ist aber nicht das Problem, sondern es stellt sich die Frage, wie stark und wie schnell der «Klimawandel» geschieht. Dazu gibt es keinen 97-prozentigen Konsens – und noch weniger dazu, wie sich das Klima in achtzig Jahren in Graubünden entwickeln wird. Deshalb sollten die Forscher mit ihren grossartigen Grafiken das Publikum nicht glauben machen, dass das Klima tatsächlich so verlaufen wird. Die Forscher wissen natürlich um die Ungewissheit, das Publikum aber nicht. Ein Kollege in Hamburg, Guy Brasseur, sagte mir kürzlich, eine geringe Änderung in etwa siebenzig Kilometer Höhe in der Mesosphäre des Klimamodells verschiebe das Wettersystem von Norddeutschland in die Alpen, mit radikalem regionalem Klimawandel als Konsequenz.

Noch alarmierender sind die Versuche, dem Publikum weiszumachen, dass es zu häufigeren und gewaltigeren Wetterextremen kommen wird oder schon gekommen ist. Abgesehen von möglicherweise stärkeren Niederschlägen und tropischen Hurrikanen – was sich allerdings noch nirgends zeigt –, gibt es keinerlei Anzeichen von Wetterextremen in den Klimamodellen, geschweige denn in den bisherigen Beobachtungen.

Dies hat das IPCC selber festgestellt und auch überzeugend erklärt. Die Schäden von Wetterextremen nehmen zwar zu, ebenso wie jene von Erdbeben, aber das kommt vom Wirtschaftswachstum. Andererseits ist auch zu betonen, dass die Menschen deutlich weniger Schäden aufgrund von Wetterextremen erleiden, dies aufgrund der besseren Wettervorhersagen. Am beunruhigendsten ist wohl die immer stärkere Tendenz zur Pseudowissenschaft in der Klimaforschung. Das zeigt sich darin, dass viele Zeitschriften nur Forschungsergebnisse publizieren, die ihre Klimahypothese zu bestätigen scheinen. Sogar extreme Kälte – wie im vergangenen Winter im Nordosten der USA und in Kanada – gilt dann als Folge der Klimaerwärmung.

Wir können uns lebhaft vorstellen, was der Philosoph Karl Popper zu diesen Praktiken sagen würde. Sie zeigen sich auch im Unwillen der Zeitschriften, sich mit Erscheinungen auseinander-



Feindbild «guter» Wissenschaftler: Bengtsson.

zusetzen, die den simplen Klimaprognosen widersprechen, wie etwa mit der langen Periode von mittlerweile sieben Jahren ohne signifikante Erwärmung über den Ozeanen oder mit der Ausdehnung des Meereises in der Antarktis. Meine Kollegen und ich stiessen auf blankes Unverständnis, als wir darauf hinwiesen, dass die Wetterbeobachtungen auf eine geringere Klimasensitivität hindeuten, als es in den Modellberechnungen behauptet wird. Das lässt sich wohl nicht mit böser Absicht erklären, sondern mit einem Effekt, den mein Kollege Hans von Storch als eine soziale Konstruktion bezeichnet.

### Wie sich das Klima künftig entwickelt, wissen wir erst, wenn es tatsächlich geschieht.

Dass ich Stellung nahm, um die Klimadebatte in neue Bahnen zu lenken, führte zu heftigen Protesten. Ich wurde nicht nur als «Klimaskeptiker», sondern auch als «Klimaleugner» beschimpft und mussteschroffe Kritik von Kollegen einstecken. Dass ich mich der Global Warming Policy Foundation (GWPF) als Beirat zur Verfügung stellte, galt als skandalös. Ich finde es unfassbar, dass sich prominente jüdische Wissenschaftler im Beirat der GWPF als «Klimaleugner» ächten lassen müssen. Den Tiefpunkt setzte ein Vertreter der britischen Windenergie-Industrie, der mich einen «Weltkriminellen» schimpfte.

Ich möchte betonen, dass ich ein eingeschwo-rener Feind der sozialen Konstruktion im Feld der Naturwissenschaften bin. Viele Kollegen leisteten ihr in den letzten Jahren Vorschub. So forderten deutsche Forscher eine «gute» Wissenschaft, um zu verhindern, dass sich die Naturwissenschaftler von einer in ihren Augen «asozialen» Neugier dazu verleiten lassen, irgendetwas zu erforschen, was nicht «gut» sein könnte. Sie müssten dann auch Einsteins «asoziales Verhalten» verurteilen, als er neben seiner verantwortungsbewussten Arbeit als Patentbeamter in Bern völlig unverantwortlich die Relativitätstheorie und den fotoelektrischen Effekt erforschte, und dies während der Arbeitszeit!

Lennart Bengtsson veröffentlichte diesen Text auf dem schwedischen Blog «Uppsalainitiativet» und auf der Website der britischen Global Warming Policy Foundation. Aus dem Englischen von Markus Schär

## Wissenschaft

# Glaubenskrieg

## Die Klimaforscher machen kritische Stimmen mundtot.

Von Markus Schär

Die Klimaforschung entwickelt sich zur Religion, jedenfalls verfolgt sie jetzt schon Ketzer. Das bekam zuletzt Lennart Bengtsson zu spüren. Der 79-jährige Schwede zählt zu den renommiertesten Meteorologen weltweit: Er führte 1981 bis 1990 das European Centre for Medium-Range Weather Forecasts im englischen Reading und danach bis 2000 das Max-Planck-Institut für Meteorologie in Hamburg, daneben arbeitete er auch am International Space Science Institute in Bern.

«Es ist wichtig, eine breite Debatte über Energie und Klima zu ermöglichen», sagt Bengtsson. Deshalb stellte er sich vor einigen Wochen der Global Warming Policy Foundation (GWPF) zur Verfügung. Der Think-Tank, gegründet vom ehemaligen britischen Finanzminister Nigel Lawson, setzt sich mit einem Beirat aus namhaften Wissenschaftlern kritisch mit der Klimaforschung und der Energiepolitik auseinander.

Als Skeptiker – was jeder Wissenschaftler sein sollte – veröffentlichte Bengtsson im April auch einen Artikel in der NZZ. Er stellte darin fest: «Die Klimaerwärmung ist bis jetzt kein ernsthaftes Problem, wenn wir uns auf Beobachtungen stützen. Problematisch wird sie nur, wenn wir uns auf Modellsimulationen beziehen.» Diese liessen sich jedoch nicht überprüfen, deshalb seien sie «mehr eine Sache des Glaubens als ein Faktum». Daraus schloss der Kritiker: «Bevor man radikale und hastige Änderungen am heutigen Energiesystem vornimmt, muss es robuste Beweise für einen beträchtlichen Klimawandel geben. Davon sind wir noch weit entfernt.»

Darauf antwortete ETH-Professor Reto Knutti, der selber Klimamodelle entwickelt. Er behauptete: «Viele Resultate von Klimamodellen sind seit über zwanzig Jahren ähnlich geblieben. Sie reflektieren unser bestes Verständnis der Prozesse im System.» Er verschwieg, dass die tatsächlich gemessenen Temperaturen heute unter all denen liegen, die die Klimamodelle in den letzten zwanzig Jahren voraussagten.

Nach nur einem Monat zog sich Bengtsson wieder aus der GWPF zurück: Er sei von Kollegen so angegriffen worden, dass er sich an die Hexenjagd auf Kommunisten in den USA der 1950er Jahre erinnert fühle und um seine Gesundheit und Sicherheit fürchte.

# «Die Schweiz braucht einen Skandal»

Leoluca Orlando befreite als Bürgermeister Palermo aus den Tentakeln der Cosa Nostra. Er gilt als einer der erfolgreichsten Kämpfer gegen die Mafia. Ein Gespräch über Marlon Brando, Schweizer Banken und sein Leben als wandelnde Zielscheibe. *Von Urs Gehriger und Paolo Dutto (Bild)*

**Herr Bürgermeister, seit dreissig Jahren trachtet man Ihnen nach dem Leben. Man nannte Sie eine «lebendige Leiche». Nun sitzen Sie hier im «Dolder Grand» und sehen blendend aus. Wie haben Sie das geschafft?**

Ich denke, wir sollten über Identität reden. Mein Leben ist ein Beispiel dafür, dass es sich auszahlt, stolz auf die eigene Identität zu sein und gegen die Leute zu kämpfen, die diese Identität pervertieren.

**Sie sprechen von der Mafia.**

Was ist die Mafia? Die Mafia ist eine Perversion der Identität. Schauen Sie unsere typisch sizilianischen Werte an: Ehre, Familie, Glaube. Was hat die Mafia damit getan? Sie hat im Namen dieser Werte gemordet, sie hat diese Werte beschmutzt. Jedes Mal wenn ein Mafiaboss verhaftet wurde, hatte der ein Bild eines Heiligen in der Brusttasche. Eine Perversion!

**Seit über hundert Jahren ist Sizilien ein Synonym für «Mafia». Warum ist ausgerechnet eure idyllische Insel zur Brutstätte für das organisierte Verbrechen geworden?**

Es heisst, die Cosa Nostra habe sich in Sizilien entwickelt, weil wir keinen Staat hatten. Wir Sizilianer waren selbst niemals wirklich Herren in unserem eigenen Land, sondern eine Kolonie, die von einem Herrscher zum anderen weitergereicht wurde. Wären diese Herrschaften streng und repressiv gewesen, dann hätten sie wenigstens starke, zentralisierte Regierungen geschaffen. Die Barone überliessen die Verwaltung ihrer Ländereien Mittelsmännern, den Gabelotti. Diese Gabelotti waren die Prototypen der Mafiabosse. Mit der Demokratie und der freien Marktwirtschaft begann die Mafia schliesslich zu florieren.

**Mussolini war der Erste, der der Mafia richtig zusetzte. Er hat sie fast ausgerottet.**

Aus einem einfachen Grund: Ein Diktator würde nie einen Konkurrenten akzeptieren. Der Mafiaboss sieht sich selbst als Diktator, er regiert über ein Gewaltssystem.

**Kaltblütige Killer, durchsiebte Körper sind zum Markenzeichen der Mafia geworden.**

**Ist Mord das wichtigste Instrument mafioser Macht?**

Ein erfolgreicher Mafioso ist kein Serienkiller. Er hat einen Traum: nie jemanden zu ermorden. Denn wer mordet, hat nicht alles unter Kontrolle. Corleone, die Hauptstadt der Mafia, wo viele Bosse geboren sind, war

legendär für seine Ruhe und Ordnung. Es gab keine Morde, keine Diebstähle, kein Verbrechen. 27 Jahre lang war das Städtchen der sicherste Ort der Welt. Der Preis dafür waren Angst, Repression und erzwungenes Schweigen in ganz Sizilien. Dunkelheit und Schweigen sind das Biotop, in dem die Mafia gedeiht.

**Und dann kamen Sie, Leoluca Orlando, und brachen dieses Schweigen.**

Ich habe es bis heute nicht bereut.

Leoluca Orlando wurde 1947 in die Oberschicht Siziliens geboren. Seine Mutter entstammte altem sizilianischem Adel, sein Vater kam aus dem Grossbürgertum. Nach der Jesuitenschule in Palermo studierte er in Palermo und Heidelberg, wurde Professor an der Universität Palermo und Anwalt am Corte Suprema di Cassazione (Kassationsgericht). Dreimal nacheinander (1985–2000) wurde Orlando zum Bürgermeister von Palermo gewählt, wo er sich einen Namen als Kämpfer gegen die Mafia machte. Er entriss die Stadt den Fangarmen der Krake Cosa Nostra und erweckte Palermo zu neuem Leben.

---

**«Brando ist für uns Sizilianer eine Tragödie. Er vermittelt die Botschaft, der Pate sei kein Krimineller.»**

---

«Für das, was Leoluca Orlando im Kampf gegen die Mafia geleistet hat, hätte er den Friedensnobelpreis verdient», sagt Hillary Clinton.

**Herr Orlando, erinnern Sie sich an die Eröffnungsszene von «The Godfather» («Der Pate»)?**

Ein wunderbarer Film.

**Als Teenager habe ich diesen Film ein Dutzend Mal angeschaut. Ich sagte mir: «Er ist vielleicht brutal, dieser Don Vito Corleone, aber diese Gravitas, diese Charakterstärke: grossartig!» Hat der «Godfather» Sie nie beeindruckt?**

Marlon Brando war ein fantastischer Schauspieler. Wie er als alter Don Vito Corleone im Garten mit dem Enkel spielt – die Augen, die sagen: «Ich weiss, dass ich sterben werde.» Beeindruckend. Aber Brando und «Godfather» sind eine Tragödie für uns Sizilianer. Sie vermitteln eine Botschaft, der Pate sei kein Krimineller, sondern ein normaler Mensch. Sie vermitteln ein Bild von Ehrenmännern in einer ehrenwerten Gesellschaft. Dieses Zerr-

bild ist genauso eine Tragödie für uns wie Tomasi di Lampedusas meisterhafter Roman «Der Leopard» und dessen Verfilmung durch Luchino Visconti mit der zauberhaften Claudia Cardinale. Diese Kunstwerke sind eine Tragödie, weil sie die Botschaft vermitteln, dass sich nie etwas ändern wird.

**Wie meinen Sie das?**

Es gibt keine Vergangenheit, es gibt keine Hoffnung in der Zukunft. Man ist gefangen im Heute der Mafia, deren Mitglieder die sizilianischen Tugenden zum Morden, Unterdrücken und Stehlen missbrauchen.

**Was unterscheidet den Mafioso von einem «gewöhnlichen» Verbrecher?**

«Normale» Verbrecher, verzeihen Sie diesen Ausdruck, sind gegen den Staat und ausserhalb des Staates, gegen die Banken und ausserhalb der Banken, gegen die Kirche und ausserhalb der Kirche. Ganz anders der Mafioso. Er ist gegen all diese Institutionen, aber gleichzeitig ist er mitten in ihnen drin. Er ist gegen die Zivilgesellschaft und tief in ihr verankert. Die Mafia muss, um zu florieren, das Gesicht der Bevölkerung annehmen. Sie beansprucht die lokale Identität. In Japan ist die Mafia japanisch. In Russland russisch. In Sizilien sizilianisch. Der islamische Terrorismus funktioniert genau wie die Mafia. Ich habe grossen Respekt für die islamische Kultur. Was die islamischen Terroristen tun, ist Mord im Namen von Allah. Sie pervertieren ihren Glauben. Sie morden zweimal, zuerst die Menschen, dann ihre Kultur.

**Sie gelten als Ikone im Kampf gegen die Mafia. Was war der Auslöser, dass Sie Ihre Karriere und Ihr Leben diesem Kampf widmeten?**

Zwei Ereignisse haben mein Leben verändert. Ich ging auf eine Jesuitenschule in Palermo. Als Vierzehnjähriger habe ich ein Seminar organisiert über die Waffen gegen die Mafia. Der Rektor kam ganz aufgebracht zu meinen Eltern. «Das ist ein Skandal! Warum spricht Luchetto über die Mafia? Wir haben nichts damit zu tun, deswegen sollen wir nicht darüber sprechen.» Dieser Rektor war ein netter Mann, kein Mafioso, aber er hatte Angst. Er hatte das Gesetz des Schweigens – die Omertà – akzeptiert. Die Mafia braucht ein paar hundert Leute, die Waffen benutzen. Aber sie braucht Millionen, die nicht sehen, nicht sprechen, nicht hören. Nette Menschen sind die besten Freunde des Mafiabosses. So war es, als ich ein Jugendlicher war. Man nahm das Wort «Mafia» nicht in den Mund. >>>



«Ich habe es bis heute nicht bereut»: Mafia-Jäger Orlando.

## Und das zweite Ereignis?

Als ich mit zwanzig Jahren zum Studium nach Heidelberg gefahren bin, begrüßte man mich mit den Worten: «Willkommen! Woher kommst du?» – «Aus Italien.» – «Woher in Italien?» – «Aus dem Süden.» – «Woher aus dem Süden?» – «Sizilien.» – «Ah, Mafia!» In Sizilien war das Wort tabu, in Heidelberg hingegen und überall in der Welt nannte man «Sizilien» und «Mafia» in einem Atemzug. Ich setzte mir zur Aufgabe, diesen Widerspruch aufzulösen.

## Zu welchem Schluss kamen Sie?

Ich realisierte: Der einzige Weg, die Mafia zu besiegen, bestand darin, sie hinauszureissen aus dem Staat, der Kirche, der Kultur, aus der bürgerlichen Gesellschaft.

Als Orlando Ende der siebziger Jahre in die Politik einstieg, war der gnadenloseste Mafiosi-Söldner im Begriff, die Spitze des Corleone-Kartells zu erobern: Salvatore «Totò» Riina, genannt «die Bestie» – ein Schafshirte von Corleone, ein halber Analphabet, aber teuflisch schlau und brutal. Zu der Zeit kontrollierte die sizilianische Mafia das Heroingeschäft aus Asien, ein Multimilliardenbusiness, das in Spitzenzeiten zu 85 Prozent den New Yorker Markt belieferte.

Riina wollte nicht nur teilhaben. Er beschloss, die gesamte Heroin-Pipeline an sich zu reißen. Damit brach er den grössten Mafiakrieg der Neuzeit vom Zaun. Fünf Leichen wurden täglich auf Siziliens Strassen gefunden. «Die Bestie» befahl Hunderte von Morden, viele wurden im sogenannten Todesschuppen vollstreckt, am Rande von Palermo. Nachdem die Opfer qualvoll ermordet worden waren, wurden ihre Leichen in Säure aufgelöst. Riina schonte niemanden. Er tötete alle Autoritäten der Stadt: Bürgermeister, Chefankläger, Oppositionsführer, Polizisten. Als Orlando 1985 auf der Liste der Democrazia Cristiana die Bürgermeisterwahlen von Palermo gewann, wurde er über Nacht zur wichtigsten Zielscheibe.

## Wo setzten Sie beim Kampf gegen die Mafia an?

Klar musste man gegen den Kopf vorgehen, gegen Totò Riina. Aber den Boss hinter Gitter zu bringen, war nicht meine Aufgabe. Das war die Rolle der Staatsanwälte. Ich bin ein Politiker, ein Intellektueller, ein Bürger. Meine Feinde waren die Mafiosi in der öffentlichen Gesellschaft und in der Politik.

## Zum Beispiel in Ihrer eigenen Partei, der Democrazia Cristiana?

Darum habe ich die Partei 1991 verlassen und sie bekämpft. Sizilien ist ein Mosaik, bestehend aus verschiedenen Stücken verschiedener Grösse, Form und Farbe. Ein Mosaik braucht einen Rahmen, sonst fällt es auseinander. Einst bestand dieser Rah-

men aus Aristokratie, Kirche und Mafia. Nach dem Zweiten Weltkrieg bildeten Politik, Kirche und Mafia den Rahmen. Als ich Bürgermeister wurde, machte ich es mir zur Aufgabe, diesen Rahmen zu zerstören.

## Integraler Teil dieses Rahmens war Giulio Andreotti, der sieben Mal italienischer Premierminister war. Er wurde nach jahrelangem Prozess freigesprochen. Wie tief steckte er mit der Mafia unter der Decke?

In Sizilien wissen selbst die Steine, dass Andreotti der Garant eines politisch-kriminell-mafiösen Systems war.

## Welches waren Ihre Schritte im Kampf gegen diesen übermächtigen Gegner?

Zuerst nannte ich das Wort: «Mafia!» Ich wiederholte es, wieder und wieder, bis es beinahe zur Obsession wurde.

## Sie brachen ein Tabu, wie in den «Harry Potter»-Romanen, wo der Name des Bösewichts «Voldemort» tabu. Mit dem Nennen des verbotenen Wortes wird die Konfrontation mit der Macht des Bösen unumgänglich.

Ich fürchtete mich nicht. Kurz nachdem ich als Bürgermeister von Palermo gewählt worden war, fand der erste grosse Prozess gegen die Mafia statt. Vor dem Tribunal erklärte ich: «Im Namen des Staates verlange ich, dass die Mafiosi verurteilt werden.» Ich forderte

---

## «Hier Oscar Luigi Scalfaro. Verlasse Italien sofort. Das sag ich nicht als Innenminister, sondern als Freund.»

---

Sühne für all das, was sie gegen meinen Staat verbochen haben. Die Mafiabosse reagierten verblüfft. Ein neuer Bürgermeister, der so spricht? Das war eine klare Botschaft. Einer meiner Vorgänger als Bürgermeister war selbst Teil der Mafia: Vito Ciancimino. Verstehen Sie, warum die Bürger nicht wagten, den Mund zu öffnen? Stellen Sie sich vor, Sie würden einen Mord beobachten und Sie würden feststellen, dass Sie den Killer am Abend zuvor mit dem Polizeichef in der Bar gesehen haben. Würden Sie dann zur Polizei gehen und den Mord melden?

Orlando kämpfte den Feldzug gegen die Mafia nicht alleine. Untersuchungsrichter Giovanni Falcone hatte Totò Riina den Krieg erklärt. Furchtlos und clever baute der Jurist einen Anti-Mafia-Pool auf. Viele ehemalige Mafiosi, welche von Riina verdrängt worden waren, brachen das Schweigen. Stück für Stück stellte Falcone die Anklage gegen über 450 Mafiosi zusammen. Im Februar 1986 begann der sogenannte Maxi-Prozess. Ein bunkerartiger Gerichtssaal wurde hergerichtet, der selbst einem Raketenbeschuss hätte standhalten können. Drei Viertel der Angeklagten wurden zu insgesamt 2500 Jahren Gefängnis verurteilt. Riina schwor Rache. 1992 liess er Falcone mit

seiner Frau auf dem Weg zu ihrem Wochenendhaus ermorden. Die Attentäter hatten unter der Autobahn in einem Drainage-Rohr 500 Kilo Sprengstoff deponiert und ferngesteuert gezündet. Falcones Tod wurde mit der Ermordung von Bobby Kennedy verglichen. Zwei Monate später wurde auch Falcones Nachfolger Paolo Borsellino von der Mafia niedergestreckt. Totò «der Schlächter» hatte allen den Krieg erklärt, die ihm in die Quere kamen.

## Wie muss man sich ein Leben unter dauern der Lebensgefahr vorstellen?

Einmal habe ich sechs Monate in einer Militärkaserne bei Rom gelebt. Ein anderes Mal tauchte ich anderthalb Monate in Georgien unter, bei meinem Freund Eduard Schewardnasse.

## Warum dort?

Eines Tages rief mich der damalige Innenminister Oscar Luigi Scalfaro, später Italiens Staatspräsident, an. «Wie geht's, Herr Bürgermeister?», fragte er. «Gut – und dir?» – «Ich muss sagen, ich habe Angst um dein Leben und das deiner Familie. Wir haben alles getan, du bist der meistgeschützte Mann in Italien, aber ich denke, dein Leben ist in grosser Gefahr.» – «Was soll ich machen?», fragte ich. «Ich weiss es nicht, aber es ist meine Pflicht, dir zu sagen, dass du in grosser Gefahr bist.» Er hängte ab. Dreissig Sekunden später rief er wieder an. «Hier Oscar Luigi Scalfaro. Verlasse Italien sofort. Das sag ich nicht als Innenminister, sondern als dein Freund. Tschüss.»

## Warum haben Sie überlebt?

Dank der Liebe der Menschen und dem Mut der Frauen. Nach dem Mord an Borsellino sind die Leute auf die Strasse gegangen und haben sich gegen die Mafia aufgelehnt. «Basta!», haben sie gerufen und wünschten der Mafia öffentlich den Tod. Eine Zeitung schrieb: «Leoluca Orlando wird der Nächste sein.» Als die Frauen von Palermo diese Nachricht gelesen hatten, gingen sie auf die Polizeiwache. Sie haben gesagt: «Hier ist die Liste mit unseren Kindern, sie sind bereit, mit uns im gepanzerten Wagen von Orlando zu fahren.» Selbstverständlich hätte ich das nicht zugelassen, aber die Aktion gab allen zu verstehen: «Orlando, du bist nicht allein.»

## Wie hat die Mafia reagiert?

Totò Riina, das kann man in einer Prozessakte nachlesen, hatte entschieden, ich sollte der Nächste sein. Aber die Ermordung einer Persönlichkeit wie Orlando bedurfte einer formellen Entscheidung der Mafiaspitze, der «Cupola». Riina organisierte also eine Sitzung der Cupola und schlug vor, mich zu ermorden. Die Mehrheit der Mafiabosse sagte: «Nein.» Zum ersten Mal in der Geschichte der Mafia wurde ein Entscheid des Bosses umgestossen. Die Spitze hatte verstanden, dass die Mafia ein paar hundert Menschen



«Ah, Mafia!»: Verhaftung von Salvatore Totò Riina, 1993.

ermorden, aber nicht Tausende Frauen und Kinder umbringen kann. Nach zwei Jahren wusste ich, diese Frauen und Kinder haben mein Leben gerettet.

**Wie haben Sie es geschafft, das Volk auf Ihre Seite zu bekommen?**

Ich habe ihm Sicherheit und Kultur zurückgegeben. Die Leute, die sich gegen die Mafia ausgesprochen hatten, hatten sich nur gegen das militärische Gesicht ausgesprochen. Aber das reichte nicht. Der sizilianische Karren hat zwei Räder. Wie der Kampf gegen die Mafia. Ein Rad ist die Justiz und das Gesetz. Das andere Rad ist die Kultur. Beide Räder müssen drehen, sonst dreht der Karren um die eigene Achse. Also musste ich den Leuten die Kultur zurückgeben.

Bürgermeister Orlando machte sich auf, die «Mafiapolis» zu reinigen, das Stadtzentrum zu renovieren, die Infrastruktur in den Betonvorstädten zu reparieren. Die Zahl der Morde sank, die Stadt blühte wieder auf. Zur Krönung wurde 1997 das Teatro Massimo, eines der schönsten Opernhäuser Europas, nach 23 Jahren Schliessung mit einem Konzert der Berliner Philharmoniker unter Claudio Abbado neu eröffnet. Unter dem Giebel der Oper sind die Worte eingemeisselt: «Die Kunst erneuert die Völker und enthüllt ihr Leben».

**Sie haben für Ihren Kampf einen hohen Preis bezahlt. Seit Jahrzehnten stehen Sie unter Personenschutz. Figurieren Sie immer noch auf der Todesliste der Mafia?**

Sehen Sie die Männer da draussen? Sie bewachen mich auf Schritt und Tritt.

**Wann haben Sie zum letzten Mal alleine in der Öffentlichkeit einen Kaffee getrunken?**

Im Juli 1985 in Palermo, kurz bevor ich Bürgermeister wurde. Seither kann ich weder alleine Auto fahren noch im Park spazieren, noch einkaufen gehen. Das ist mein Leben. Ich bin zufrieden. Ich brauche zwar Bodyguards, aber die Bürger meiner Stadt können sich ohne Angst wieder frei bewegen.

**Was sagt eigentlich Ihre Frau zu diesem Leben in dauernder Angst vor dem Tod?**

Sie lebt ein vollständig privates Leben. Sie finden keine Fotos von meiner Frau. Niemand weiss, wie sie aussieht.

**Stimmt es, dass sie der zuverlässigste Pegelmesser Ihrer Popularität ist?**

Ja, wenn sie sich unter die Leute mischt, in der Metro oder im Bus, zieht sie manchmal gegen mich vom Leder. «Dieser Orlando, was für eine Flasche!», sagt sie. Dann fahren ihr die Leute über den Mund und stimmen ein Loblied auf mich an. Ein alter Mann wollte ihr gar an den Kragen. «Sie dumme Frau, Sie haben kein Recht, so über unseren Bürgermeister zu sprechen.» Nach dem Stadtbummel kommt sie jeweils zurück und sagt: «Du brauchst keine Bodyguards, die Leute lieben dich.»

**2012 wurden sie zum vierten Mal als Bürgermeister Palermos gewählt. Aber Ihr Kampf hat sich einiges über die Stadtmauern ausgeweitet. Wie sieht die Mafia heute aus?**

Die neue Mafia ist eine globale Mafia. Sie pflegt enge Kontakte zur Bankenwelt. Sie pervertiert die globalen Werte wie Freiheit und Erfolg. Die neue Mafia zieht ihre Nahrung aus der Globalisierung und der europäischen Integration.

**Wie lautet der Steckbrief eines modernen Mafiabosses?**

Er spricht viele Sprachen, hat ein internationales Netzwerk, hat einen tadellosen Ruf und

gibt sich den Anschein, gegen die Mafia zu sein, setzt sich für globale Werte ein, hat ein sanftes Gesicht und wirkt unauffällig.

**Sie könnten der neue Pate sein!**

Richtig.

**Hat die Mafia je versucht, Sie anzuwerben?**

Ja. Aber nie direkt.

**Es gibt eine russische, eine chinesische, eine japanische Mafia. Gibt es eine Schweizer Mafia?**

Es gibt ein Schweizer Banksystem. In jüngerer Zeit scheinen die Banken verstanden zu haben, dass illegales Geld gefährlich ist.

**In ihrer alljährlichen Bedrohungsanalyse nennt die schweizerische Bundeskriminalpolizei die Mafia prominent an erster Stelle. Die Schweiz diene der Mafia zur Geldwäsche, als Rückzugsgebiet oder zu logistischen Zwecken. Sind Sie überrascht?**

Der strategische Ort für die neue Mafia, die in globalen Finanzmärkten immer präsenter wird, ist das Bankensystem. Jeder Mafioso, ob sizilianisch, russisch oder japanisch, braucht eine Bank, um illegales Geld reinzuwaschen. Sie würden nie einen russischen Mafioso in Sizilien sehen, aber die Schweiz ist ein Magnet für Mafiosi aus aller Welt.

**Tut die Schweiz genug gegen die Mafia?**

Ich glaube, die Schweiz denkt noch immer, dass Geld nicht stinkt. Das ist eine Kultur.

**Was muss geschehen, damit sich dies ändert?**

2007 kam es in Duisburg zu einem Blutbad bei einer Fehde von verfeindeten Mafiafamilien. Das hat in Deutschland viel verändert.

**Braucht es ein Blutbad, damit sich in der Schweiz mehr bewegt?**

Es braucht einen Skandal, damit die Medien genauer hinschauen und die Behörden das Problem grundsätzlich angehen. Die meisten Leute wissen nicht, wie tiefgreifend die Mafia in der Schweiz Fuss gefasst hat. Die neue Mafia braucht einen Fluchtpunkt und Rückzugsraum wie die Schweiz, denn sie braucht Dunkelheit und Schweigen. Aber das Problem zeigt sich in ganz Europa, denn heute ist das Geld Gott geworden. Es gibt keinen Unterschied zwischen einem Haus in Corleone und einer Bank in Zürich oder Frankfurt. Heute ist Europa wie ein Land.

**Der Euro erleichtert den Handel der Mafiosi?**

Die Einführung der Einheitswährung war ein Geschenk für die Mafia. Dank des Euro verlegte die neue Mafia ihren Standort und verschiebt Gelder von einem Staat in einen anderen ohne Hindernisse. Wir brauchen einen internationalen Kampf gegen die Mafia. Man muss ihre Finanzströme kappen; ein Mafiaboss im Gefängnis mit Geld ist gefährlicher als ein Mafiaboss in Freiheit ohne Geld.

Leoluca Orlando war auf Einladung von Efficiency, dem Club der Wirtschaft, zu Gast in Zürich.

Leoluca Orlando: Ich sollte der Nächste sein. 256 S., Herder. Fr. 15.90

# Libysche Kraftprobe

Viele Libyer haben genug von der Regierung, die nichts gegen die islamistische Gewalt unternimmt. Jetzt scharen sie sich hinter einem Putschisten mit schillernder Vergangenheit. *Von Kurt Pelda*

Steht Libyen fast drei Jahre nach Gaddafis Sturz vor einem neuen Bürgerkrieg? Ein schillernder General mit einer Vergangenheit als CIA-Mann versucht, sich als Retter der Nation in Szene zu setzen. Khalifa Haftar, in den achtziger Jahren Gaddafis Generalstabschef, hat den Kampf gegen Islamisten und Terroristen auf seine Fahne geschrieben und will die unfähige Regierung absetzen. Damit stösst er in weiten Kreisen der Bevölkerung auf Sympathie. Anders als in den Nachbarländern Tunesien und Ägypten hatten die radikalislamischen Muslimbrüder im Wüstenstaat Libyen nie den Hauch einer Chance, durch demokratische Wahlen an die Macht zu kommen. Dass sie im Parlament in Tripolis heute dennoch tonangebend sind, hat mit ihren fast unbeschränkten finanziellen Mitteln und dem seltsamen Wahlsystem zu tun, das sechzig Prozent der Parlamentssitze für Parteiunabhängige reserviert.

## Rigide wie die Taliban

Obwohl die Muslimbrüder bei den Wahlen vor zwei Jahren auf gerade einmal zwölf Prozent der Stimmen kamen, konnten sie seither immer mehr parteiunabhängige Abgeordnete auf ihre Seite ziehen oder einfach kaufen. Dem Volkswillen entspricht das sicher nicht. Es waren denn auch die Islamisten, die vor einem Jahr das sogenannte Isolationsgesetz durchdrückten, ein schlauer Schachzug und Schlag gegen die säkularen Kräfte. Bewaffnete Milizen vor dem Parlament stellten sicher, dass das Gesetz mit grosser Mehrheit angenommen wurde. Obwohl die Revolution ohne die Mithilfe zahlreicher übergelaufener ehemaliger Gaddafi-Anhänger gar nicht möglich gewesen wäre, schloss das Gesetz fortan einen Grossteil der früheren Regimevertreter vom neuen Staatsapparat aus. Damit wurde die Revolution praktisch im Nachhinein geköpft. Es war die Rache der Islamisten für ihre verheerende Wahlniederlage. Gerichtet war die Aktion vor allem gegen Mahmud Dschibril, einen der wenigen fähigen Politiker, der als «Premierminister» der Revolution gedient und die antiislamistischen Kräfte zum Wahlsieg geführt hatte.

Das Isolationsgesetz verstärkte den ohnehin schon eklatanten Mangel an erfahrenen Politikern und Beamten, die Libyen aus dem Schlammessel hätten führen können. Es schwemmte vor allem Leute aus der Diaspora an die Macht, wie Premierminister Ali Seidan, der rund dreissig Jahre im Exil gelebt und dabei auch

Deutsch gelernt hatte. Er entpuppte sich als einer der unfähigsten Politiker überhaupt. Kurzzeitig wurde er von bewaffneten Milizionären entführt. Seine Karriere endete abrupt, als er im März nicht verhindern konnte, dass ein illegal mit Erdöl beladener nordkoreanischer Tanker Libyen verliess, ohne dass auch nur ein Cent aus dem Verkaufserlös in die Staatskasse geflossen wäre. Einheimische beschuldigen die Diaspora-Politiker, Libyen nicht zu kennen, geschweige denn zu verstehen und sich in ihrer kurzen Zeit an der Macht

## Die Korruption ist heute schlimmer als unter Gaddafi.

die Taschen gefüllt und das Geld ins sichere Ausland gebracht zu haben. Die Korruption ist heute schlimmer als unter Gaddafi.

Ähnlich wie im benachbarten Tunesien lassen die Muslimbrüder islamistische Kampfgruppen und Terroristen gewähren. Vor allem im aufmüpfigen Osten treiben radikalislamische Terroristen wie jene von Ansar al-Scharia (Unterstützer der Scharia) und Al-Qaida-Leute ihr Unwesen. In der östlichen Metropole Bengasi vergeht kaum ein Tag, ohne dass Islamisten Angehörige von Polizei und Armee ermorden. Mitglieder von Ansar al-Scharia sollen auch für den Angriff auf das US-Konsulat in Bengasi am 11. September 2012 verantwortlich gewesen sein, bei dem unter anderem der amerikanische Botschafter den Tod fand. Bärtige Terroristen versuchen nicht nur im Osten, sich ihre eigenen Enklaven zu schaffen, sondern auch im westlichen Tripolitaniens, zum Beispiel in der Küstenstadt Sabrata. Dort raten Bewohner dem Ausländer, sich vor allem nachts nicht blicken zu lassen und das berühmte römische Theater, einst ein touristischer Magnet, zu meiden. Immer wieder zerstören bewaffnete Islamisten alte Schreine der populären islamischen Sufi-Sekte, um damit die angeblich unislamische Heiligenverehrung zu unterbinden. Solche rigiden Aktionen, die an die afghanischen Taliban oder die islamistischen Bilderstürmer im malischen Timbuktu erinnern, kommen bei den meisten Libyern überhaupt nicht gut an.

## Kriegsmüde Bevölkerung

General Haftar, der bereits im Februar einen Putsch angekündigt, aber nicht durchgeführt hatte, verbündete seine eigene, vor allem im



Gaddafis Generalstabschef: Khalifa Haftar.

Osten verankerte Miliz namens «libysche Nationalarmee» mit einer Reihe von offiziellen Armee-, Luftwaffen- und Marineeinheiten, um in Bengasi Stützpunkte der Muslimbrüder und islamistischer Kampfgruppen anzugreifen – auch aus der Luft. Dabei kamen schätzungsweise achtzig Menschen ums Leben. Später rief er das oberste Richtergremium des Landes auf, eine Übergangsregierung zu bilden. Auch wenn nicht bekannt ist, welche ausländischen Mächte Haftar unterstützen, fällt der Verdacht sofort auf Saudi-Arabien, das dem ehemaligen Armeemoffizier schon im Kampf gegen Gaddafi unter die Arme gegriffen hat. Das libysche Hickhack gerät damit immer mehr ins Fahrwasser des Konflikts zwischen dem saudischen Königshaus und Katar, das nicht nur in Libyen die Muslimbrüder finanziert. Ägypten erhält von den Saudis Milliardenhilfe im Kampf gegen die Muslimbrüder und beobachtet Haftars Aktionen mit einem gewissen Wohlwollen. Die



Vorstellung, dass die von der Macht im Nilland vertriebene Muslimbruderschaft weiter westlich Schutz bei libyschen Extremisten erhält, muss für Kairo eine Horrorvision sein.

Weil Haftar im libyschen Westen kaum über eigene Kämpfer verfügt, hat er sich dort mit einer berüchtigten antiislamistischen Miliz verbündet. Die Kämpfer aus Sintan, in den Nafusa-Bergen südwestlich von Tripolis gelegen,

---

### **In Bengasi vergeht kaum ein Tag, ohne dass Islamisten Angehörige von Polizei und Armee ermorden.**

---

kontrollieren in der Hauptstadt unter anderem immer noch den internationalen Flughafen. In ihrem Bergnest halten sie zudem Saif al-Islam, den bekanntesten der Gaddafi-Söhne, fest. Weil es in Sintan keine wirtschaftlichen Perspektiven gibt, wollen sich die Milizen nicht aus Tri-

polis zurückziehen. Ausserdem kontrollieren sie auch weite Teile der Grenze zu Algerien. Dort verdienen sie sich mit dem Schmuggel von Waffen in die Sahara eine goldene Nase. Das Kriegsmaterial ist für Al-Qaida-Splittergruppen und andere unappetitliche Kampfverbände bestimmt. In Tripolis sind die Sintan-Kämpfer entsprechend unbeliebt.

Haftars Allianz mit ihnen hat inzwischen Milizen aus der wichtigen Hafenstadt Misrata auf den Plan gerufen. Der Chef der Muslimbrüder-Partei, Mohammed Sawan, stammt aus Misrata, und die Milizen der Stadt gelten als die stärksten im Land. Sie sind jenen aus Sintan spinnefeind, unterstützen aber nicht in jedem Fall die Muslimbrüder. Auch wenn das gezielte Vorgehen gegen islamistische Ruhestörer und Terroristen auf grossen Anklang stösst: Das libysche Volk will keinen neuen Bürgerkrieg. Sollten die regional verankerten grossen Milizen sich jedoch verständigen – unter Ausschluss

der radikalen Islamisten –, wären Neuwahlen der beste Ausweg. Bereits hat die Wahlkommission angekündigt, Ende Juni einen Urnengang abhalten zu wollen. Ob es wirklich dazu kommt, ist aber noch vollkommen offen.

### **Klagen über Kriminalität**

Die häufig chaotischen Zustände haben die westlichen Medien dazu verleitet, Libyen als gescheiterten Staat zu bezeichnen. Doch selbst wenn Regierung und Parlament vollkommen diskreditiert sind, funktioniert das Meiste: Es gibt Wasser, Strom und Strassenbeleuchtung, Restaurants und Cafés sind voll, die Kinder gehen zur Schule, Lehrer und Universitätsdozenten erhalten ihre Gehälter genauso wie das Personal in den Krankenhäusern. In Tripolis und Bengasi klagen die Leute allerdings über die zunehmende Kriminalität. Andere Städte wie Misrata haben die Sicherheitslage dagegen fest im Griff. Noch ist Libyen nicht verloren. ○

# Sie nannten ihn «Kermit»

Nigel Farage avanciert zum führenden Euro-Skeptiker. Seine Partei eilt in Grossbritannien von Erfolg zu Erfolg. Das Establishment zückt bereits die Reitpeitsche, doch der Exzentriker lässt sich nicht unterkriegen. Von Edwin W. Groberty

Natürlich liegt es auch an diesem Gesicht. So eine Visage lädt dazu ein, den Träger lächerlich zu machen und zu verspotten. Und es lässt sich nun mal nicht leugnen, dass Nigel Farage einen ziemlich breiten Mund hat, der zu Vergleichen mit gewissen Amphibien geradezu einlädt und ihm schon früh den Spitznamen «Kermit» eingetragen hat.

Die Lästermäuler übersahen freilich schon damals, dass der Frosch aus der «Muppet Show» eigentlich ganz schön hell im Oberstübchen ist und dass es ein Fehler war, ihn zu unterschätzen. Inzwischen ist die Lektion auch von den politischen Gegnern Farages im Vereinigten Königreich verinnerlicht worden. Derweil ihnen das Lachen seit den jüngsten Kommunal- und Europawahlen gründlich vergangen ist, dürfte der Chef der europakritischen United Kingdom Independence Party (Ukip) noch breiter als zuvor grinsen.

Denn seine Partei, die noch vor kurzem vom Westminster-Establishment als Ansammlung von Rassisten, Wirrköpfen und Exzentrikern geschmäht worden war, hat die politische Landschaft Grossbritanniens gründlich umgepflügt: Die Ukip wurde landesweit zur stärksten politischen Kraft – vor Labour und den Konservativen, die sich die Macht im Lande seit hundert Jahren abwechselnd geteilt haben. Premierminister David Cameron erkannte eine «Ernüchterung der Öffentlichkeit betreffend EU» und beteuerte, dass «die Botschaft absolut angekommen und verstanden» worden sei. Ersteres trifft wohl zu, Letzteres darf bezweifelt werden.

## Brutales britisches Mehrheitswahlrecht

Langfristig noch wichtiger als der Europa-Erfolg der Ukip waren die Zugewinne der «Kippers» in den Kommunen zwischen Kent und Cornwall, Dover und Durham. Die Partei hat erstmals Hunderte von Stadtrats- und Gemeinderatssitzen erobert. Damit hat sie ihren Ruf als Partei abgestreift, über die man bei einer unwichtigen Wahl zu einem irrelevanten Parlament folgenlos seinem Ärger Luft machen konnte, der man aber keine Verantwortung übertragen würde. Nun trauen immer mehr Wähler der Farage-Truppe zu, dass sie auch lokale Probleme lösen kann.

Das heisst nicht, dass die Ukip nun auch die nächste Unterhauswahl im Mai kommenden Jahres gewinnen wird. Im günstigsten Fall kann sie eine Handvoll Mandate erringen. Das liegt zum einen am nach wie vor schmalen orga-

nisatorischen Unterbau in den einzelnen Wahlkreisen und zum anderen am brutalen britischen Mehrheitswahlrecht. Gleichwohl hat Farage recht mit seiner Bemerkung, dass die Ukip seit diesem Wahltag die dritte politische Kraft im Königreich geworden ist. Denn die Liberaldemokraten, die bisher diese Rolle spielten und zusammen mit den Tories seit 2010 eine unglückliche Koalitionsregierung bilden, wurden vom Wähler diesmal praktisch ausgelöscht. Nach der FDP in Deutschland startt der Liberalismus nun auch in Grossbritannien in einen Abgrund.

Künftig wird man sich mit der Ukip politisch auseinandersetzen müssen. Es wird nicht mehr möglich sein, sie irgendwo zwischen Neonazis und dadaistischen Ulknudeln einzuordnen. Dass sie es so weit bringen konnte, hat mehrere Gründe: das tiefsitzende Misstrauen vieler Briten – Schotten sind eher Europafreunde –

## Nigel Farage kombiniert geschickt Elemente des Oberklasse-Snobs mit proletarischen Gewohnheiten.

gegenüber dem undurchsichtigen Moloch EU; die dilettantische Europapolitik Camerons, der täppisch zwischen europhilen Geldgebern seiner Partei in der City und europhoben Hardlinern seiner Partei in den Home Counties hin und her schwankt – und natürlich spielt auch die weitgehend negative Berichterstattung der britischen Medien über die Europäische Union eine Rolle.

Was freilich übersehen wird, ist der Beitrag von Nigel Farage zu diesem Erfolg. Denn hinter dem Bild des leicht trottelligen Exzentrikers mit einer Vorliebe für grosskarierte und gerne auch bunte Herrenkleidung verbirgt sich ein politisches Ausnahmetalent, das man in anderen Parteien sicher auch gerne hätte. Es ist

ohnehin eine Tragik der gegenwärtigen britischen Politikergeneration, dass zwei der begabtesten Köpfe ausserhalb des Mainstreams anzutreffen sind: Neben dem Ukip-Führer ist dies der separatistische schottische Regierungschef Alex Salmond, der mit einem Referendum über den Austritt Schottlands im September schon den nächsten politischen Zeitzünder scharf gemacht hat.

Sozialisiert wurde der fünfzigjährige Farage in der Konservativen Partei, wie es sich für den Sohn einer bürgerlichen Familie aus der bürgerlichen Grafschaft Kent gehörte. Sein Name weist auf die ursprünglich hugenottische Herkunft der Familie hin und lässt sich ähnlich wie das Wort «garage» im Englischen auf zweierlei Weise aussprechen: fein und französisch «Faraasch» oder englisch und despektierlich «Färädsch». Ein Urgrossvater Nigel Farages war aus Deutschland nach Grossbritannien immigriert, die zweite Frau des Ukip-Chefs ist ebenfalls Deutsche. «So viel», bemerkt der Politiker süffisant, «zu den Rassismus-Vorwürfen» an seine Adresse.

## Bruch mit den Tories

Farages Vater war Aktienhändler, zu einer Zeit, als diese Herrschaften noch eher Filialstellenleitern alteingessener Bausparkassen und weniger Glücksspielern im Brioni-Outfit ähnelten. Der junge Nigel besuchte Dulwich College, eine Privatschule, die allerdings nicht zu den versnobteren Bildungseinrichtungen dieser Art gehört. Bewusst verzichtete er auf ein Universitätsstudium. Stattdessen ging er gleich in den Beruf und schlug eine Karriere als Warenterminhändler ein.

Zum Bruch mit den Tories kam es im Jahr 1992, als diese Partei unter Premierminister John Major den Vertrag von Maastricht unterzeichnete. In diesem Abkommen vereinbarte Europa eine engere Zusammenarbeit in den Bereichen Inneres und Justiz sowie die Formulierung einer gemeinsamen Aussen- und Sicherheitspolitik. Hier gibt es zwar mehr als zwanzig Jahre später noch immer keine messbaren Fortschritte; gleichwohl waren die Weichen in Richtung europäischer Bundesstaat gestellt, und Farage gründete mit Gleichgesinnten jene Partei, die sich die Unabhängigkeit des Vereinigten Königreiches von diesem Europa in den Namen schrieb. Seit 2006 leitet er – mit einer kurzen Unterbrechung – die Ukip. Seit 1999 sitzt er für sie in jenem Parlament in Brüssel, das er eigentlich verachtet.





Gegen die Continentals: Parteichef Farage.

Auch im Europaparlament hatte man ihn lange Zeit nicht ernst genommen, selbst dann noch nicht, als er einen französischen EU-Kommissar als vorbestraften Betrüger enttarnte und Kommissionspräsident José Manuel Barroso einen politisch fragwürdigen Segeltrip mit einem griechischen Reeder nachwies. Vor allem aber mit seiner unverblühten Sprache liess Farage das Euro-Establishment immer wieder zuverlässig empört aufjaulen. Als er dem neu installierten Präsidenten des Europäischen Rates, Herman van Rompuy, das «Charisma eines nassen Lappens» bescheinigte, löste er einen kollektiven Anfall von Schnappatmung in Brüssel und anderen Hauptstädten Europas aus. Zehn Taggelder musste er als Strafe zahlen, weil er sich beim sauertöpfischen Belgier nicht entschuldigen wollte. «Wozu auch?», fragte Farage später, seine Worte seien doch nicht beleidigend gewesen, sondern zutreffend.

Beim britischen Wähler freilich kommen Witz, Schlagfertigkeit und hinterhältiger Humor gut an, zumal wenn es gegen die *Continentals* geht. Auch darin liegt ein Grund für den Erfolg von Farage. Dazu kommt, dass man ihn nur schwer in den nach wie vor existenten Klassenraster der Insel einordnen kann. Denn Farage kombiniert geschickt Elemente des Oberklassen-Snobs – Akzent, Kleidung, die Vorliebe für Cricket – mit kleinbürgerlichen, ja proletarischen Vorlieben und Gewohnheiten. Er gehört zu den wenigen Rauchern, die sich für ihre Zigaretten nicht schämen, und er trinkt lieber Bier als Wein. Nikotinsucht aber gilt in Britannien als klassisches Unterklassenlaster, gegen das die Mächtigen und die Medien einträchtig immer neue Verbote und Tabaksteuererhöhungen aushecken, derweil sie die dritte Flasche Chardonnay des Abends entkorken.

Wie sehr dem Euro-Kritiker das Image des aufrechten Kumpels nützt, hat mittlerweile auch Wahlverlierer Cameron erkannt. Farage, so schäumte der Premier nach der Wahl, spiele doch nur «den Normalo-Typ unten im Pub». In Wirklichkeit sei er – und nun kramte Cameron ein ganz schlimmes Schimpfwort hervor – auch nichts anderes als ein «Politiker durch und durch». Also vermutlich so etwas wie er selbst. Camerons Parteifreund und Rivale Boris Johnson beleidigte lieber gleich die Wähler von Farage. Deren Stimmverhalten, so der Londoner Bürgermeister, erinnere ihn an einen Bauernaufstand – ein Haufen «Heugabeln schwingender Populisten, voll mit selbstgebranntem Fusel und nationalistische Slogans skandierend».

Man weiss nicht, wie Farage auf die beiden Bemerkungen reagierte. Vermutlich aber mit einem extrabreiten Grinsen. Die Zeit und die etablierten Politiker arbeiten für ihn. ○

# Napolitanos Italien

In den Medien wird Giorgio Napolitano als Held und moralisches Gewissen Italiens gefeiert. Der Historiker Perry Anderson zeichnet ein anderes Bild des 88-jährigen Staatspräsidenten. Er sieht ihn als Verkörperung des bedenklichen Zustands der Demokratie in Europa. *Von Oliver Zimmer*

Ein paarmal im Jahr erscheint in einer der grossen englischsprachigen Zeitschriften ein mehrseitiger Essay, der ein vertrautes Thema in ein neues Licht rückt. Bei den Autoren solcher Beiträge handelt es sich in der Regel nicht um professionelle Journalisten; der heutige Medienbetrieb scheint, von einer Handvoll herausragender Korrespondenten abgesehen, kaum Raum zu lassen für ungewöhnliche Betrachtungen. Freunde aus der schreibenden Zunft sagen es ganz offen. Mit einem Hauch ironischer Selbstverachtung bemerken sie, der Wissenserwerb der meisten Journalisten bestehe in der Lektüre einer beschränkten Anzahl von (deutschsprachigen) Zeitungen. Wen wundert es da, dass sich die Berichte kaum voneinander unterscheiden. Das Interview mit dem Professor, dessen Meinung man vor allem deshalb schätzt, weil man sie teilt, gilt in der Branche als anerkanntes Substitut für unabhängige Analyse.

## Meister des Essays

Gut, gibt es da noch publizistische Erzeugnisse wie die *New York Review of Books* oder die *London Review of Books*. In letzterer erschien kürzlich ein brillanter Beitrag zur Situation Italiens. Sein Autor ist der britische Historiker Perry Anderson, ein Meister des politischen Essays. Titel: «The Italian Disaster». Anderson, emeritierter Professor der University of California und Autor zahlreicher Bücher, war während Jahrzehnten Herausgeber der *New Left Review*.

Die Brisanz seiner Ausführungen liegt darin, dass er das Land von sechzig Millionen Einwohnern nicht als Europas Ausnahmefall begreift, sondern als Paradebeispiel für den Abbau demokratischer Kultur im Namen höherer Interessen. An Italien lässt sich laut Anderson der moralische Kompass der europäischen Politik besonders gut ablesen. Neben dem Kernthema der Demokratie konzentriert sich der Beitrag auf einen der Protagonisten der italienischen Politik der letzten Jahrzehnte: Präsident Giorgio Napolitano. Anderson stützt sich massgeblich auf das 2013 erschienene Buch des Historikers und investigativen Journalisten Marco Travaglio: «Viva il re! Giorgio Napolitano, il presidente che trovò una repubblica e ne fece una monarchia» (Lang lebe der König! Giorgio Napolitano, der Präsident, der eine Republik vorfand und daraus eine Monarchie machte). Das 600-seitige Werk ist eine Anklage an die Adresse Napolitanos.

In der deutschsprachigen Presse wird Napolitanos Rolle seit Ausbruch der Euro-Krise ausnahmslos positiv bewertet; es lässt sich gar ein eigentlicher Heldenkult um den greisen Präsidenten ausmachen. Die Korrespondentin der *Süddeutschen Zeitung* bezeichnete Napolitano wiederholt als moralisches Vorbild, als Fels in der Brandung, der Italien und Europa vor Schlimmem bewahre: «Der weise alte Mann auf dem Quirinalshügel ist ein Garant dafür, dass die Dinge nicht ganz aus dem Ruder laufen.»

## Sie liegen ihm zu Füssen

Auch die Rom-Korrespondentin des *Tages-Anzeigers* konnte sich dem Bann Napolitanos bei seinem Besuch in der Schweiz nicht entziehen. Der italienische Staatspräsident setze sich für eine liberalere europäische Flüchtlingspolitik ein und habe die grassierende Jugendarbeitslosigkeit wie kein anderer geißelt; er unterstütze «Bürgerinitiativen, die sich gegen die Macht der Mafia wehren».

Vor allem aber fasziniere er durch seine Ausstrahlung: «Eine angelsächsisch anmutende Noblesse scheint das greise Staatsoberhaupt zu umwehen. Dabei stammt Napolitano aus dem chaotischen Neapel und war die meiste

## Auch zu Berlusconi entwickelte sich bald eine enge Beziehung. Die Finanzkrise führte zum Bruch.

Zeit seines Lebens Kommunist.» Für jene Italiener, die Napolitano nichtkonstitutionelles Handeln vorwerfen, hat die Korrespondentin kein Verständnis. Napolitano sei «ein quicklebendiges Stück europäischer Geschichte – voller Erfahrung, aber auch voller Elan».

In diesen Lobgesang mag Anderson nicht einstimmen. In seiner langen politischen Karriere sei ein Motiv für den sanft wirkenden Mann aus Neapel bestimmend gewesen: Opportunismus. Napolitano habe sich stets auf die Seite der jeweiligen Sieger geschlagen. Als Student trat er 1941 der faschistischen Jugendbewegung (Gioventù universitaria fascista) bei. Als der Faschismus besiegt war, schrieb sich Napolitano bei der Kommunistischen Partei Italiens ein, wo er rasch an Einfluss gewann.

Nachdem russische Panzer den Aufstand in Ungarn 1956 niedergeschlagen hatten, erklärte er am nächsten Parteikongress, die

Sowjetunion habe mit ihrem entschlossenen Vorgehen die Ungarn vor dem Chaos und die Welt vor erneutem Krieg bewahrt. In den sechziger Jahren stimmte Napolitano für den Ausschluss von Parteimitgliedern, die gegen den Einmarsch von Truppen des Warschauer Paktes in der damaligen Tschechoslowakei protestiert hatten.

## Windungsreiche Bahn

Seine Skepsis gegenüber Grundwerten der liberalen Gesellschaft – allen voran Transparenz, Meinungsvielfalt sowie Kampf gegen Korruption – sollte für ihn handlungsweisend bleiben. So setzte er sich im Sommer 2012 für die Einstellung einer Untersuchung gegen den Christdemokraten Nicola Mancino ein. Mancino wurde verdächtigt, bei der Ermordung von Staatsanwalt Paolo Borsellino in Palermo eine Rolle gespielt zu haben. Als Borsellinos Bruder Salvatore die Aufhebung der Immunität Napolitanos forderte, stellten sich führende Politiker und die Medien schützend vor den Präsidenten.

In den siebziger und achtziger Jahren war Napolitano vor allem in Mailand politisch aktiv, wo er zusammen mit dem 1994 wegen Korruption zu 27 Jahren Gefängnis verurteilten Sozialisten und späteren Ministerpräsidenten Craxi die Zeitschrift *Il Moderno* herausgab. Auch zu Berlusconi, der das Organ massgeblich finanzierte, entwickelte sich bald eine enge Beziehung.

Als Napolitano 2006 Staatspräsident wurde, blieben die Bande zum «Cavaliere» ungetrübt. Noch 2008 unterzeichnete er das Lodo Alfano, einen Gesetzesentwurf, mit dem sowohl dem Ministerpräsidenten (Berlusconi) als auch dem Staatspräsidenten (Napolitano) Immunität vor Strafverfolgung zugesichert werden sollte. Das Gesetz wurde vom Verfassungsgericht für rechtswidrig erklärt.

Erst die Finanzkrise führte zum Bruch mit dem Premierminister und Medienmagnaten. Als Angela Merkel und Mario Draghi die Entmachtung Berlusconis beschlossen, stand Napolitano bereit, die Rolle des Vollstreckers zu übernehmen. Am 9. November 2011 wurde der ungewählte Mario Monti, damals Rektor der Bocconi-Universität, ehemaliger EU-Kommissar und wie Draghi einst auf der Lohnliste von Goldman Sachs, von Napolitano zum Senator auf Lebenszeit erklärt. Die internationalen Medien, allen voran die Finanzpresse, applaudierten.

Die von Napolitano orchestrierte Einsetzung Montis an der Spitze eines ungewählten Kabinetts, in dem Banker und Technokraten den Ton angaben, sieht Anderson als Beleg für das, was «demokratische Verfahren und Rechtsstaatlichkeit im heutigen Europa bedeuten».

Der korrupte und mit der Justiz auf Kriegsfuss stehende Berlusconi wurde vom Triumvirat Merkel/Draghi/Napolitano nicht etwa zu Fall gebracht, weil er sich der Korruption schuldig gemacht hatte; an unter Korruptionsverdacht stehenden Spitzenpolitikern herrscht in Europa bekanntlich kein Mangel, man denke nur an den spanischen Präsidenten Mariano Rajoy.

Was Berlusconi zum Verhängnis wurde, war vielmehr seine Unberechenbarkeit. Dass die

Entmachtung verfassungswidrig war, wurde in Kauf genommen.

Bei Staatspräsident Napolitano dürfte der Vorgang kaum Gewissensbisse ausgelöst haben; denn bereits bei der schrittweisen Entkernung des nach dem Zweiten Weltkrieg installierten Verhältniswahlsystems hatte er eine wichtige Rolle gespielt. Wurde der Wahlproporz bereits mit der Verfassung der Zweiten Republik ab 1993 drastisch beschnitten, so droht ihm nun durch ein von Berlusconi und dem neuen Ministerpräsidenten Renzi vorgeschlagenes Wahlverfahren – man spricht in Italien von *Renzusconi* – eine weitere Schwächung. Die politische Macht würde damit noch stärker als bisher bei der

Regierung und den politischen Parteien konzentriert.

Gesamthaft hat die angebliche Stabilisierung Italiens im Zeichen der EU-Austeritätspolitik jene Kräfte gestärkt, denen die Aussicht auf eine starke Bürgerdemokratie schon immer Kopfzerbrechen bereitet hatte. Das Spannungspotenzial ist beträchtlich. Das Land befindet sich in einer tiefen Rezession; die Jugendarbeitslosigkeit liegt bei vierzig Prozent; gleichzeitig wurde der Spielraum für demokratische Teilnahme in den letzten Jahrzehnten sukzessive heruntergefahren. Politologen betonen oft die Bedeutung effizienter *checks and balances*. Damit meinen sie jedoch selten die Beschränkung der Exekutivmacht durch die Bürger, sondern die verfassungsmässige Beschneidung (direkt)demokratischer Instrumente. Das heutige Italien entspricht diesem Idealbild einer dezisionistisch zurechtgestutzten Republik in weiten Teilen.

Perry Andersons Überlegungen sollten zu denken geben. Mit der in den deutschsprachigen Medien vorherrschenden Deutung der europäischen Verhältnisse sind sie kaum vereinbar. Die EU erscheint dort meist als legitimes Bollwerk gegen alles, was sich pauschalisierend dem Begriff des Populismus zuschlagen lässt. Ähnlich wie bei der Beurteilung Napolitanos herrscht auch hier weitgehende Übereinstimmung.

#### «Insel der Seligen»

In ihrer letzten Ausgabe ortete beispielsweise die *Zeit* eine Tendenz zur «Oligarchisierung» der Demokratie, vor allem in den USA und in Indien. Im Vergleich dazu sei Europa immer noch «eine Insel der Seligen», wobei der «nationale Populismus» die Demokratie zunehmend bedrohe. Auch in einem kürzlich im *Tages-Anzeiger* veröffentlichten Interview wird der Populismus als Hauptgefahr für die europäische Stabilität gesehen. Für den *Spiegel* teilt sich die europäische Öffentlichkeit gegenwärtig in «Freunde» und «Feinde» Europas. Weniger verkrampt und entsprechend aufschlussreicher ist da erwartungsgemäss Ulrich Schmid von der *NZZ*; zum moralischen Klima auf deutschen Redaktionen stellt er fest: «Europakritik, selbst die mildeste, wird in vielen politischen Feuilletons reflexartig als «emotional» gelesen», also als «unreif», «irrational» und «mithin verwerflich».

Perry Andersons Überlegungen sind kein Wasser auf die Mühlen pausbackiger Nationalisten. Ihr Gewicht gewinnen sie daraus, dass sie sich jenseits der gängigen, reflexartig abrufbaren Klischees bewegen, welche die Diskussion zu Europa beherrschen. Vor allem weist er nach, dass Italien nicht Europas Ausnahme darstellt, wie oft behauptet wird, sondern sein Spiegelbild. Im Originalzitat: «Italien ist nicht eine Anomalie innerhalb Europas. Es ist eher ein Konzentrat davon.» ○



Gütiger Scheindemokrat: Staatspräsident Napolitano.

# Böse Fee

Angelina Jolie erzieht mit ihrem Mann Brad Pitt sechs Kinder. Im Interview erzählt sie, worüber bei ihnen zu Hause gelacht wird und wie ihr die Dreharbeiten zu «Lara Croft» in Kambodscha die Augen geöffnet haben. *Von Sven Michaelsen*

Ein Fünfsternehotel in London unweit des Trafalgar Square. In einer abgedunkelten Suite im ersten Stock sitzt Angelina Jolie in einem schwarzen Hosenanzug vor einem Glas Mineralwasser und soll Fragen beantworten zu «Maleficent – Die dunkle Fee», einem 200 Millionen Dollar teuren Gruselmärchen aus dem Hause Disney. Die blosser Nachricht, dass sie gestern in einem Privatflugzeug in London gelandet ist, ist der *Times* an diesem Tag die halbe Seite eins wert. Als das rote Licht des Aufnahmegerätes angeht, sagt eine Klemmbrett-Frau mit stählerner Stimme: «Sie haben zwanzig Minuten. Keine Fragen zu Privatleben und Gesundheit, bitte!» Gesundheit? Damit, so denkt man, ist vermutlich gemeint, dass Jolie sich im vergangenen Jahr einer beidseitigen Mastektomie unterzogen hat, um ihr Risiko zu verringern, an Brustkrebs zu erkranken.

**Mrs Jolie, Ihre Taufpaten sind die Schauspieler Maximilian Schell und Jacqueline Bisset, Ihr Vater ist Oscar-Preisträger Jon Voight. Welche Märchen hat man einem Hollywoodkind wie Ihnen vorgelesen?**

So gut wie keine, denn ich habe mir nichts aus Märchen gemacht. Die Begleiter meiner Kindheit waren Disney-Filme. Als Teenager habe ich lieber Geschichtsbücher als Romane gelesen. Erfundenes interessierte mich nicht. Ich wollte wissen, was wirklich passiert war. Wenn ich doch mal Vampirgeschichten las, habe ich mir hinterher Sachbücher über den Vampir-Mythos besorgt.

**Sie haben sechs Kinder aus vier Kulturen. Was lesen Sie denen vor?**

Die Kinder lieben es, wenn ich ihnen die «Tashi»-Geschichten von Anna und Barbara Fienberg vorlese. Der kleine Tashi entkam einem Warlord auf dem Rücken eines Schwans und erzählt grossartige Geschichten über Riesen, Hexen, Geister, Dämonen, Räuberbarone und Monster. Meistens erzähle ich den Kindern aber Geschichten, die ich selber erfinde und in denen sie als Figuren vorkommen. Ich schicke sie dann in Abenteuer oder konfrontiere sie mit Themen aus ihrem Alltag. Manchmal lasse ich sie auch Situationen mit den Tieren bei uns im Haus erleben. In jeder Geschichte bringe ich möglichst unauffällig eine Moral

unter, damit die Kinder ethisches Verhalten lernen.

**Im Alter von zehn Jahren gingen Sie an der Seite Ihres Vaters in einem weissen Prinzessinnenkleid zur Oscar-Verleihung. War der Gang über den roten Teppich für Sie ein märchenhaftes Erlebnis?**

Hatte ich ein Prinzessinnenkleid an? Ich weiss nur noch, dass es viel Spitze hatte und sehr Achtziger-mässig aussah. Um die Wahrheit über diesen Tag zu sagen: Ich habe mich unendlich gelangweilt! Der Grund ist, dass ich in diesem Business aufgewachsen bin. Ich war als Kind oft auf Filmsets, deshalb habe ich Schauspieler nie für etwas Besonderes gehalten. Ich sah mit eigenen Augen, dass das

**«Ich mochte es, dass sie ein frivoles Vergnügen dabei empfindet, bösartig zu sein.»**

ziemlich gewöhnliche Menschen sind. Meine deutlichste Erinnerung an den Oscar-Tag ist das Gefühl von Konkurrenz. Mein Bruder war krank vor Sorge, ob unser Vater auch wirklich gewinnen würde. Ich war von Menschen umgeben, die sich offensichtlich sehr unwohl fühlten. Das Gute an diesen Erfahrungen ist, dass sie mir heute helfen, die Oscar-Verleihung als Spass zu sehen.

**Mit sechzehn zogen Sie von zu Hause aus, mit siebzehn standen Sie vor einer Kamera, mit neunzehn kauften Sie sich eine Eigentumswohnung, mit zwanzig schlossen Sie Ihre erste Ehe, mit 24 die zweite, mit 26 adoptierten Sie Ihr erstes Kind. Warum diese Eile?**

Sie haben recht, ich hatte es verdammt eilig. Meine Triebfeder war, dass ich nur ans Heute glaubte und Panik hatte, mein Leben bloss halb zu leben. Meine Grossmutter und meine Mutter sind früh gestorben. Deshalb habe ich nie glauben können, dass es in meinem Leben Märchen, Happy Ends und eine perfekte Familie geben wird. Ich muss daran arbeiten, dass es mir gelingt, durchzuatmen und mich über mein Leben zu freuen. Weil ich weiss, wie abrupt ein Leben zu Ende sein kann, denke ich am Ende eines Tages immer, ich hätte nicht genug getan. Dieses Gefühl von Dringlichkeit lässt mich einfach nicht los.

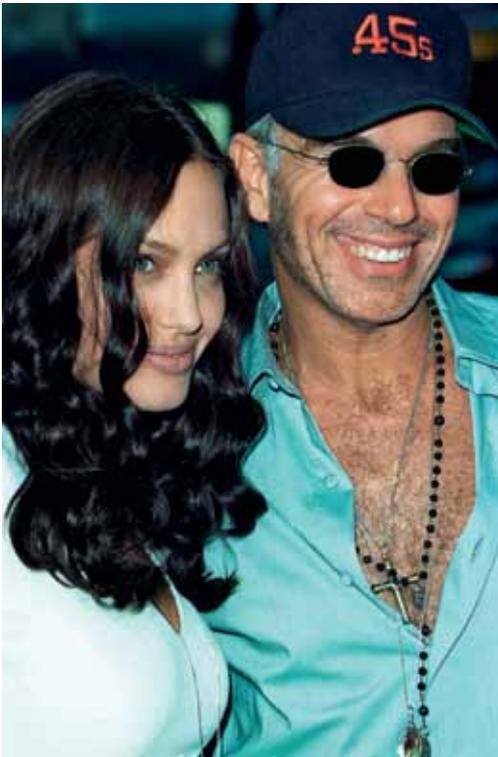
**Weil Sie Frauen ein autonomes und selbstbestimmtes Leben vorleben, sehen Feuille-**



*«Ich weiss, dass mein Leben nicht länger mir gehört.»*



Schauspielerin Jolie.



*Frivoles Vergnügen:* mit Billy Bob Thornton.



*Role model:* mit Ehemann Brad Pitt und den Kindern.

**tonisten in Ihnen die Nachfolgerin von Madonna. Behagt es Ihnen, zur Leitfigur einer neuen Weiblichkeit ausgerufen zu werden?**

Nein. Ich bin in meinem Leben durch viele Phasen gegangen und habe dabei eine Menge Fehler gemacht. Ich versuche aber, zu einer Person heranzuwachsen, mit der ich leben kann und auf die ich stolz bin. Ich versuche, der beste Mensch zu werden, der ich sein kann. Wenn dieser Wille andere inspiriert, will ich gern ein *role model* sein.

**Schönheit, Reichtum, Familie, Karriere, Engagement: Verstehen Sie, dass manche Frauen den Glücksimperativ, den Sie verkörpern, als Zumutung empfinden?**

Ich kann diesen Frauen nur sagen, dass ich extremes Glück hatte. Ich habe nicht erwartet, diese Karriere und dieses Familienglück zu haben, und ich bilde mir auch nicht ein,

«Ich bin schlecht darin, lange am selben Ort zu sein.»

ich hätte mir beides durch Verdienste erworben. Deshalb fühle ich mich verantwortlich dafür, die auf meine Person gerichtete Aufmerksamkeit auf meine humanitären Projekte umzulenken.

**Nun sind Sie in der «Dornröschen»-Verfilmung «Maleficent – Die dunkle Fee» zu sehen. Ihre fünfjährige Tochter Vivienne spielt in dem angeblich 200 Millionen Dollar teuren Disney-Spektakel die Rolle der kleinen Aurora. War das Ihre Idee?**

Der Regisseur Robert Stromberg hat viele Mädchen ausprobiert, und ich habe mich

jedes Mal bemüht, so nett wie möglich zu sein. Trotzdem liefen die Mädchen schreiend und heulend weg, wenn sie mich sahen. Das Gleiche passierte, wenn Leute aus dem Filmteam ihre kleinen Kinder mit zum Set brachten. Der Grund war, dass ich als böse Fee Malefiz zwei furchteinflössende schwarze Hörner am Kopf hatte. Als wir nicht mehr weiterwussten, sagte jemand, dass es wahrscheinlich nur ein kleines Mädchen gebe, das bei meinem Anblick kein Trauma kriegen würde – meine Tochter. Aus dieser Not heraus hat Vivienne ihre Rolle bekommen.

**Ihre neunjährige Tochter Zahara und Ihr zehnjähriger Sohn Pax tauchen in «Maleficent» als Statisten auf. Wünschen Sie Ihren Kindern eine Karriere vor der Kamera?**

O Gott, nein! Für unsere Kinder sind Filmsets und Cameos ein grosser Spass, aber Brad und ich wünschen uns, dass sie nicht ausgerechnet Schauspieler werden wollen. Seit meinen Anfängen hat sich dieser Beruf dramatisch verändert. Der Fokus ist heute darauf, eine Celebrity zu sein. Die Qualität des künstlerischen Handwerks kommt erst an zweiter Stelle. Dass ich ein erfülltes Leben habe, liegt nicht daran, dass ich Schauspielerin bin.

**Vor drei Jahren haben Sie mit dem Bosnien-Film «In the Land of Blood and Honey» als Regisseurin debütiert. Über die Dreharbeiten sagten Sie später: «Ich war nie glücklicher als auf dem Set zu meinem eigenen Film.» Warum spielen Sie jetzt die Hauptrolle in einem 3-D-Gruselmärchen?**

Ich bin in den Ring gestiegen, um diese Rolle zu kriegen. Zum einen, weil ich ein Herz für reines Entertainment habe, zum anderen,

### Angelina Jolie

Das Scheidungskind Angelina Jolie wuchs bei einer Mutter auf, die besessen versuchte, Schauspielerin zu werden, über einen Werbespot für Revlon aber nicht hinaus kam. Die Tochter zählt heute mit Gagen um die 15 Millionen Dollar zu den höchstbezahlten Filmstars und führt mit Brad Pitt seit neun Jahren die mutmasslich am schärfsten beobachtete Beziehung der Menschheitsgeschichte. Die 38-jährige Oscar-Preisträgerin («Durchgeknallt») blickt auf zwei gescheiterte Ehen zurück und erzieht sechs Kinder, von denen drei adoptiert sind. Die Ex-Borderlinerin – sie bestätigt autoaggressives Verhalten und umfangreiche Drogenerfahrungen – ist heute Sondergesandte der Uno.

weil die böse Fee Malefiz die Lieblingsfigur meiner Kindheit war. Ich mochte es, dass sie ein frivoles Vergnügen dabei empfindet, böseartig zu sein. Deshalb waren die Dreharbeiten eine Reise in meine Kindheit.

**Im Dezember kommt mit dem Kriegsdrama «Unbroken» Ihre zweite Regiearbeit in die Kinos. Wie lange wird es Sie als Schauspielerin noch geben?**

Ich werde noch einige Male vor der Kamera stehen, aber es wird für mich langsam Zeit, auf dem Rücksitz Platz zu nehmen. Ich werde mich auf Regie und das Drehbuchschreiben konzentrieren und auf meine humanitäre und politische Arbeit.

**Sie galten als Borderlinerin, nun nennt man Sie Saint Angelina. Was hat Sie geändert?**



Saint Angelina: als UNHCR-Botschafterin bei Flutopfern in Pakistan, 2010.

In der ersten Hälfte meines Lebens habe ich nur die USA gekannt. Vor vierzehn Jahren musste ich für den Film «Lara Croft» nach Kambodscha reisen. Die Kultur des Landes und das katastrophale Elend der Flüchtlinge haben mir die Augen geöffnet und mein Leben um 180 Grad gedreht. Seither bin ich weniger selbstbezogen und kann meine Gefühlslagen besser relativieren. Die zweite Revolution war es, Kinder zu haben. Diese Erfahrung verändert einen für immer. Kinder lehren uns, zu lieben, und beantworten die Frage, wozu wir auf der Welt sind. Ich weiss, dass mein Leben nicht länger mir gehört und meine eigenen Bedürfnisse erst an zweiter Stelle kommen. Für mich hat das etwas Entlastendes. Heute kann ich es mir vorstellen, fünfzig Jahre alt zu sein und bei Schulabschlussfeiern meiner Kinder zu winken.

**Ihre Kinder sind zwischen fünf und zwölf Jahre alt. Ist ihnen bewusst, wie berühmt ihre Eltern sind?**

Inzwischen, ja. Sie bekommen vieles nicht mit, aber sie sehen Paparazzi, seit sie denken können. Wir versuchen, keine grosse Sache daraus zu machen, und sagen ihnen, wir seien Schauspieler, und dieser Beruf findet nun mal in der Öffentlichkeit statt.

**Brad Pitt schreinert, malt, sammelt Motorräder und Vintage-Möbel, designt Hotels und Apartmentgebäude, hat einen Pilotenschein und baut auf Ihrem südfranzösischen Landsitz Château Miraval Wein an. Was ist Ihr Gegengewicht zum artifiziellen Hollywoodmilieu?**

Meine Arbeit als Sondergesandte des UN-Flüchtlingshilfswerks UNHCR und meine

politischen Initiativen. Am 10. Juni beginnt in London eine Konferenz, die ich zusammen mit dem britischen Aussenminister William Hague ins Leben gerufen habe. Vertreter aus 141 Ländern wollen Methoden finden, wie man sexuelle Gewalt in Kriegen verhindern kann. Die viertägige Konferenz ist öffentlich, Ihre Leser sind herzlich eingeladen.

**Können Sie sich Angelina Jolie und Brad Pitt als Rentnerhepaar auf einer Parkbank in Florida vorstellen?**

Ja, aber lieber würde ich uns auf Reisen sehen. Ich bin schlecht darin, lange am selben Ort zu sein. Reisen verhindert auch, dass man es sich in einer Blase bequem macht.

**Was würden Sie einem Ausserirdischen antworten, der Sie fragt, welche Gründe die weltweit tobende Boulevardhysterie um Sie und Brad Pitt hat?**

Erst einmal wäre ich so schockiert, einen Alien zu treffen, dass es mir die Sprache verschlagen würde. Dann würde ich sagen: «Sorry, aber die Antwort überfordert mich.» Und dann würde ich die Hoffnung äussern, dass man bald ein neues Paar findet, das diese



Art Aufmerksamkeit bekommt. Vielleicht glauben Sie es nicht, aber Brad und ich haben beide das Gefühl, dass an uns nichts besonders ist. Wir arbeiten sehr hart an unseren Karrieren, und wir versuchen, unsere Beziehung und unsere Familie stark und gesund zu halten. Daran ist nichts aussergewöhnlich, das tun Millionen andere auch.

**In den vergangenen zwei Jahren wurde an die zwanzig Mal gemeldet, Sie und Brad Pitt hätten geheiratet. Einmal hiess es sogar, Sie hätten sich das Ja-Wort in einem Unterseeboot gegeben. Welche Reaktionen lösen solche Berichte bei Ihnen aus?**

Ich lese keine Zeitungen, in denen diese Art Nachrichten abgedruckt werden. Manchmal erzählen uns Leute, was Journalisten mal wieder über Brad und mich erfunden haben. Bei uns zu Hause wird viel gelacht, in solchen Momenten ist das Gelächter besonders gross. Das dickste Buch über Sie hat der Diana-Biograf Andrew Morton geschrieben. Die 500 Seiten funktionieren nach dem Schema: Ein enger Freund von Angelina Jolie, der seinen Namen nicht genannt wissen will, erzählt... Haben Sie das Buch gelesen?

Natürlich nicht.

**Lesen Sie Magazine, die Ihr Bild auf dem Titel haben?**

Nein. Ich lese nie Artikel über mich. Man sollte weder den positiven Hype um einen glauben, noch die Kritik ernst nehmen. Ich brauche es nicht, die Meinung von Menschen über mich zu lesen, die mich nicht kennen.

**Sollte man nicht wissen, welcher gossip über einen in Umlauf ist?**

Nein. Das würde mir nur den Tag ruinieren. Ich bin schon sehr lange in diesem Geschäft und kann eine Menge Schläge wegstecken. Was das angeht, bin ich wirklich taff. Was mich immer noch verletzen kann, sind erfundene Zitate, in denen ich schlecht über andere rede.

**Ihren grössten kommerziellen Erfolg hatten Sie an der Seite von Brad Pitt mit dem Film «Mr. & Mrs. Smith», der fast 500 Millionen Dollar einspielte. Jetzt ist das Gerücht aufgetaucht, dass es nach neun Jahren eine Neuauflage dieser Besetzung geben wird.**

Dieses Gerücht könnte wahr werden. Ich habe ein Drehbuch geschrieben, und seit drei Jahren überlegen Brad und ich, es gemeinsam zu verfilmen.

**Kennen Ihre Kinder jeden Ihrer Filme?**

Nein, viele Szenen sind zu drastisch. Die Älteren durften neulich «Mr. & Mrs. Smith» gucken. Zu sehen, wie sich Mum und Dad als feindliche Spione gegenseitig an die Gurgel gehen, schien für sie die Erfüllung ihrer geheimen Fantasien zu sein. Sie sagten, das sei der lustigste Film, den sie je gesehen hätten.

«Maleficent» läuft ab Donnerstag, 29. Mai, in den Schweizer Kinos.



*Geschoss:* Hotelerbin Hilton.



## Stil & Kultur

# Erwischt!

Von Daniele Muscionico

Es gibt «Männer, die auf Ziegen starren». So heisst die Anti-Kriegs-Farce, in der George Clooney behauptet, mit seinem Blick einen Hamster töten zu können. Männer, die auf Ziegen starren, haben Konkurrenz, und zwar von Männern, die auf Frauen starren – und daraus einen Beruf machen: die Paparazzi.

Den Paparazzo erfunden hat Federico Fellini mit seinem Film «La dolce vita» (1960), zumindest den Begriff gibt es seitdem, eine Verbindung von *pappataci*, die kleine Stechmücke, und *ragazzo*, der kleine Junge. Marcello Mastroianni spielte ihn gross. Wenn so eine fotografische Stechmücke im richtigen Leben unterwegs ist, wird sie zum Beispiel Paris Hilton fotografieren. Nicht Paris Hilton auf Shoppingtour, das wäre zu banal. Nein, Paris Hilton, vernarrt in Boliden und Geschwindigkeit, wie die Welt weiss, Paris Hilton, die auf einem Rasenmäher von der Fahrbahn, vom Rasen abkommt.

Interessieren die Hintergründe? Das Geschoss soll auf dem Gelände des Filmsets gestanden haben, 2006, als die Hotelerbin für die Doku-Soap «The Simple Life» drehte, und in einer Drehpause, schwups, schnappte sie es sich – und donnerte mit ihm davon. Erwischt!

Und was macht der Leser mit dem Wissen? Nun, er denkt sich seinen Teil. War Miss Hilton auf der Flucht vor einem schlechten Drehbuch? Der Polizei? Ging es um Trunkenheit am Steuer? War Kokain im Spiel? Ausgeschlossen ist natürlich die Vorstellung, dass die Raserin lediglich ihrem Spass hinterherfährt. Diese Fantasie wiederum verdürbe uns den Spass.

Interessant an diesem Bild ist im Grunde nur eines, und das ist sein Autor. Der Paparazzo Sébastien Valiela hat es gemacht. Sébastien Valiela gilt als Paparazzo der Paparazzi, er ist der Stachel aller Stechmücken, ein Franzose, der mächtigste Franzose womöglich, denn Valiela hatte sie alle.

Alle? Nun, zumindest zwei. Aber was für zwei, Frankreichs Stützen der Gesellschaft und Säulen der Macht – François Maurice Adrien Marie Mitterrand und François Gérard Georges Nicolas Hollande. Valiela ist der Fotograf, der 1994 Mitterrands «versteckte» leibliche Tochter Mazarine Pingeot enttarnte, und er hat, im Dezember 2013, das Liebesnest von Hollande und der Schauspielerin Julie Gayet auffliegen lassen. Es gibt sie noch, die vierte Macht im Staat, die Journalisten. Und bald wird es Sommer: Flieg, Paparazzo, flieg!

**Paparazzi! Photographes, stars et artistes.**

Im Centre Pompidou-Metz, bis 9. Juni. Die Ausstellung ist ab 27. Juni in der Frankfurter Schirn Kunsthalle zu sehen.

## «Heil du ihn!»

Keine Geste hat mehr Unheil angerichtet. Jetzt lässt das Bundesgericht zu, den gestreckten Arm wieder straffrei zu heben. Eine Spurensuche nach der Herkunft von «Heil Hitler». *Von Urs Gehriger*

Die Hand ist meistens mit im Spiel, wenn sich zwei Menschen begegnen; sie wird gereicht, geschüttelt, als Faust gecheckt, und es wird damit gewinkt. Ob zwanglos im Freundeskreis oder formell im Zeremoniell: Der Gruss gehört zu den ältesten Zeichen der Kommunikation. Er ist «der Brauch der Bräuche» (Ortega y Gasset). Ihm kommt das Privileg zu, dem Beginnen eine Form zu geben.

In der Vielfalt des Grüssens ist der Hitlergruss ein Sonderling, allein schon des physischen Aufwands wegen. Er setzt den ganzen Körper unter abrupt-affektierte Anspannung, erfordert höchste Konzentration bis in die Fingerspitzen und strapaziert in seiner forcierten Zackigkeit die Stimmbänder über Massen, obwohl die Begleitfloskeln «Heil Hitler!» und «Sieg Heil!» nur zwei Wörter zählen.

Allein diese tumultartige Szenerie lässt daran zweifeln, ob das Bundesgericht weise agierte, als es vorige Woche entschied, dass nicht automatisch straffällig wird, wer in der Öffentlichkeit seine Hand zum Hitlergruss erhebt, sofern er für seine ideologische Haltung keine Werbung macht.

### «Ave Cäsar!»

Keine Geste hat mehr Unheil angerichtet als der gestreckte Arm. Fast zeitgleich taucht sie in den 1920er Jahren in Deutschland und Italien auf. Hitler habe sie kopiert, reklamiert Benito Mussolini, der sich seinerseits auf den «saluto romano» beruft. «Die Römer, natürlich!», fällt es Generationen von «Asterix»-Lesern wie Schuppen von den Augen. «Ave Cäsar!», schreien doch die Legionäre erhobenen Armes.

Die Suche nach gesicherten Dokumenten verläuft allerdings im Nichts. «Kein einziges römisches Kunstwerk – Literatur, Skulptur, Münze oder Malerei – dokumentiert einen Gruss von der Art, die sich im Faschismus, Nationalsozialismus oder in einer verwandten Ideologie findet», so der Historiker Martin M. Winkler in seiner Studie «The Roman Salute».

Hitler und Spiessgeselle Himmler ihrerseits machten germanische Traditionen für ihren Grussritus geltend. Doch auch da lässt sich nichts Handfestes finden. Die Spuren des Führersaluts führen in Hitlers österreichische Heimat, zu Georg Schönerer. Laut Brigitte Hamann («Hitlers Wien») war es diese Leitfigur der sogenannten Alldeutschen, die Hitler nicht nur mit dem Germanenkult und dem Zuchtgedanken bekanntmachte, sondern auch mit Hakenkreuz und «Heil»-Gruss.

Vor Hitlers Machtergreifung wimmelt es von Grussformen im ganzen Land: vom «Moin, Moin» (Norddeutschland) über «Mooi» (Plattdeutsch) bis zum «Servus» (Süddeutschland). In diesem Gruss-Wirrwarr schafft der Hitlergruss Einheit und Identität. «Nie zuvor oder danach wurde eine Grussformel so radikal zum Umbau einer Gesellschaft eingesetzt, wie es der Nationalsozialismus mit dem «deutschen Gruss» getan hat», schreibt der deutsche Soziologe Tilman Allert in seinem luziden Essay «Der deutsche Gruss – Geschichte einer unheilvollen Geste». «Das Grüssen schrumpft auf die Trias von Aufruf, Verkündung und Bekenntnis zusammen und verkörpert darin den Kern jedweder nationalsozialistischen Propaganda, die bestrebt war, die Person Adolf Hitlers allgegenwärtig werden zu lassen.»

Ab Frühjahr 1933 ist es vorbei mit der Fülle umständlicher wilhelminischer Grüsse. «Heil Hitler, womit kann ich Ihnen dienen?», wird der Kunde beim Metzger fortan begrüsst, körperlich bekräftigt durch den erhobenen rechten Arm und die ausgestreckte flache Hand auf Augenhöhe.

Möglicherweise waren die Bürger im Dritten Reich anfänglich etwas perplex. Schliesslich grüssten sie eigentlich nicht ihresgleichen, sondern einen Abwesenden. Anders als bei Vogt Gessler, dessen herrschende Präsenz wenigstens noch durch einen Hut symbolisiert war, ist Hitler beim alltäglichen Grusseremoniell vollständig vergeistigt.

Dem Ritual liegt eine perfide Raffinesse zugrunde. Ähnlich wie bei einem Eröffnungszug beim Schachspiel bringt der Erstgrüssende das Gegenüber in Zugzwang. Je nach Gruss-

### Ähnlich wie beim Eröffnungszug im Schach bringt der Erstgrüssende das Gegenüber in Zugzwang.

ausführung – zackig und laut oder schlaff und verlegen – konnte der Grüssende die Loyalität des Gegenübers ablesen und kontrollieren. So wurde der Hitlergruss zu einer Art Treueschwur und Seismograf für die Regimezustimmung.

Wer das Grussdiktat zu umgehen suchte, musste ebenso gewieft in die Trickkiste greifen. So persiflierten Frankfurter Jugendliche in Anlehnung an ihre verehrte überseeische Musikkultur das «Sieg Heil» zu einem «Swing Heil». Im Saarland und im Elsass verballhornte man



Seismograf für die Zustimmung: Hitler, 1930.

«Heil Hitler» zu «Drei Liter». Und im vertrauten Rahmen kam es vor, dass der Gegrüsste auf «Heil Hitler» erwiderte: «Bin ich Arzt?», oder auch: «Heil du ihn!»

Trotzdem gab es nicht viel, ja eigentlich gar nichts zu lachen, denn der Gruss war als ein Stück Gottesdienst gedacht. Der einzige Gruss, der das deutsche Volk in gewisser Weise vereinte, war das «Grüss Gott». Allert setzt seinen Essay mit der zentralen Verschiebung der Grussformel ein, wie sie Samuel Beckett im Jahr 1937 am Regensburger Dom vorfand. Dort, auf der Nordtüre, hatte jemand die Worte «Grüss Gott» überschrieben mit «Heil Hitler». An Gottes Platz ist Hitler gerückt. «Hitler wird mit der Wirkungsmacht einer göttlichen Institution ausgestattet gedacht; man glaubt an ihn, so wie man an Gott glaubt, und im Gruss wünscht man sich Heil durch ihn.»

Ein Gott aus Fleisch und Blut, bar allen Humors dazu – das musste im Umgang mit der Grusspflicht anfänglich zu grotesken «Entglei-



*Perfide Raffinesse:* «Schwur der Horatier» von Jacques-Louis David, 1784.



*Unheilvolle Geste:* Mussolini beim «saluto romano», 1940.

sungen» führen, wie ein Jahrmarktfall in Darmstadt zeigt. Dort haben fahrende Schausteller dressierte Affen darauf abgerichtet, zum Schluss der Vorstellung auf entsprechenden Befehl den Hitler-Gruss nachzuahmen. «Derartige Vorführungen sind geeignet, den deutschen Gruss verächtlich zu machen», stellte die lokale Polizei in einem Rundschreiben scharfsinnig fest und verordnete, Jahrmärkte «unauffällig zu kontrollieren und bei festgestellten Verstössen die Abschachtung der betreffenden Tiere zu veranlassen».

Was das Tier nicht durfte, musste der Mensch, und wenn er es nicht tat, drohten Verlies oder Tod auf Zeit: Das Heimtückegesetz (1934) und Sondergerichte gaben den Behörden Mittel in die Hand, Grussverletzer strafrechtlich zu ahnden, mit Gefängnishaft oder Konzentrationslager. Die Ungewissheit, ob eine lässige Handhabung des Grusses Folgen haben würde, hat ausgereicht, die gestische Dressur eines Volkes durchzusetzen.

Anfangen hat die Geschichte der unheilvollsten Geste mit einer skurrilen Idee im eingeschworenen Zirkel. Die Vorgeschichte des Hitlergrusses sei die einer «bandenartigen Gemeinschaft», die sich ihrer «Gemeinsamkeit durch inszenierte und rituell bekräftigte Zeichen versicherte», konstatiert Allert.

Siebzig Jahre war Stille auf den Plätzen und Strassen. Jetzt darf also wieder erhobenen Armes gegrüsst werden. Erschrecken Sie also nicht, sollte demnächst frühmorgens im Zug ein Fahrgast den Mitpendlern ein herzliches «Heil Hitler» wünschen. Er leidet wahrscheinlich nicht an einem Alien-Hand-Syndrom (AHS) oder sonst einer neurologischen Störung. Er macht bloss von seinem bundesgerichtlich frisch gesprochenen Recht Gebrauch, in aller Öffentlichkeit seine Gesinnung zu bekunden.

**Tilman Allert:** Der deutsche Gruss. Geschichte einer unheilvollen Geste. Reclam, 129 S. Fr. 14.90

## Jazz

# Naturereignis mit Kollateralschäden

Von Peter Rüedi

Eines seiner frühen Alben hiess «Saxophone Colossus». Das hatte mit seiner Zweimeterstatur zu tun, gewiss, mehr aber mit der Unfraglichkeit seiner musikalischen Statements, dem mächtigen Ton, dem unerschöpflichen Atem, mit dem Sonny Rollins, 84, noch heute durch seine rhapsodischen Schlaufen fliegt. Bei denen ist im Prinzip keine Landung vorgesehen und somit jedes Ende ein Provisorium, ein Absturz oder ein Verschwinden (*fading away*). Wie für seine *opposite number* John Coltrane war auch für Rollins noch das Format der jungen Langspielplatte ein Notbehelf. «Playing doesn't mean anything until you do it on a stage before an audience», sagte er: Sein Medium war und ist der Live-Auftritt, die magische Herausforderung, vor einem Publikum hier und jetzt aus nichts etwas zu erfinden. Studiosituationen waren ihm unangenehm. Jetzt sind seine öffentlichen Auftritte seltener und deshalb auch kostbarer geworden, aber wenn der Alte mit weisser Mähne und loderndem Bart die Bühne betritt, geht von ihm ein Zauber aus, der die Chronisten zu mythischen Vergleichen verleitet: der Mann Moses, Merlin, ein Homer des Tenors. Prosaischer gesagt: die Magie des Authentischen, die dieser letzte *survivor* des klassischen modernen Jazzsaxofons ausstrahlt. Seit einigen Jahren lässt Rollins, durchaus folgerichtig, unter dem Titel «Road Shows» ausgewählte Live-Aufnahmen erscheinen, zuletzt nun Volume 3 mit Mitschnitten aus den Jahren 2001 bis 2012. An denen liesse sich das eine oder andere bekräfteln, etwa, dass Rollins zum Teil eher Musiker unter seinem Format engagiert, etwa aus familiärer Treue seinen Neffen, den Posaunisten Clifton Anderson; auch, dass er seine Rhythmusgruppen hartnäckig mit etwas zu viel additiver Perkussion überfrachtet. Ist alles nicht matchentscheidend. Die achtminütige Solokadenz «Solo Sonny» ist allein die CD wert, eine mächtige Tenorsax-Suada, ein Feuerwerk von Zitaten quer durch das «American Songbook». Oder die knapp 24 Minuten über Jerome Kerns «Why Was I Born», enthaltend einen aufregenden Dialog mit dem Drummer Steve Jordan. Ein Naturereignis mit Kollateralschäden, diese CD.



**Sonny Rollins:** Road Shows Volume 3. Okeh Records 8884 3049982

## Top 10

### Knorr's Liste

1	X-Men: Days of Future Past	★★★★☆
Regie: Bryan Singer		
2	Words and Pictures	★★★★☆
Regie: Fred Schepisi		
3	Snowpiercer	★★★★☆
Regie: Bong Joon-ho		
3	Left Foot Right Foot	★★★★☆
Regie: Germinal Roaux		
4	The Grand Budapest Hotel	★★★★☆
Regie: Wes Anderson		
5	Tracks	★★★★☆
Regie: John Curran		
6	The Amazing Spider-Man 2	★★★★☆
Regie: Marc Webb		
7	Sein letztes Rennen	★★★☆☆
Regie: Kilian Riedhof		
8	Grace of Monaco	★★★☆☆
Regie: Olivier Dahan		
9	Godzilla	★★★☆☆
Regie: Gareth Edward		
10	Divergent	★★★☆☆
Regie: Neil Burger		

### Kinozuschauer

1 (-)	X-Men: Days of Future Past (3-D)	24 196
Regie: Bryan Singer		
2 (1)	Godzilla	10 708
Regie: Gareth Edwards		
3 (-)	Blended	9991
Regie: Frank Coraci		
4 (2)	Bad Neighbors	9331
Regie: Nicholas Stoller		
5 (3)	The Other Woman	8928
Regie: Nick Cassavete		
6 (4)	Grace of Monaco	2334
Regie: Olivier Dahan		
7 (-)	The House of Magic	1723
Regie: Jeremy Degruson, Ben Stassen		
8 (5)	Rio 2 (3-D)	1464
Regie: Carlos Saldanha		
9 (6)	The 100-Year-Old Man ...	1299
Regie: Felix Herngren		
10 (9)	The Grand Budapest Hotel	1095
Regie: Wes Anderson		

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband; Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

### DVD-Verkäufe

1 (1)	Fack Ju Göhte (Rainbow)
2 (-)	12 Years a Slave (Ascot Elite)
3 (2)	Der Hobbit – Smaugs Einöde (Warner)
4 (3)	Die Eiskönigin (Disney)
5 (4)	Tokarev (Ascot Elite)
6 (5)	Die Tribute von Panem (Impuls)
7 (9)	Mud – Kein Ausweg (Ascot Elite)
8 (7)	Walter Mitty (Fox)
9 (10)	Game of Thrones – Season 3 (Warner)
10 (-)	World War Z (Rainbow)

Quelle: Media Control



Macht der Willkür: «Omar».

### Kino

## Der Mauerspringer

Das palästinensische Polit-Drama «Omar» ist eine eindrucksvolle Parabel über Liebe und Verrat. Von Wolfram Knorr

Als Tom Wolfe («Fegefeuer der Eitelkeiten») vor Jahren Berlin besuchte, fragte er verwundert, warum es keinen deutschen Roman über die geteilte Stadt Berlin gebe. Die Mauer hätte doch das Zeug zum Stoff der Moderne schlechthin. Mauern, Wälle, Gräben, Zäune, die in zahlreichen Ländern errichtet werden, werden zum Ausdruck der Angst vor Zerfall, Unterwanderung, Terrorismus. Fast liesse sich von einer Ausgrenzungsindustrie sprechen, die den menschlichen Faktor zersetzt. Also eine prima Vorlage für zwischenmenschliche Konflikte. Dem gebürtigen Palästinenser Hany Abu-Assad («Paradise Now») ist das in seinem mit palästinensischem Geld finanzierten Spielfilm beeindruckend gelungen.

Omar (Adam Bakri) ist Bäcker und kraxelt via Seil fast täglich über die Mauer, die Israel von den palästinensischen Gebieten trennt, um in der Nähe seiner Geliebten Nadia (Leem Lubany) zu sein. Selbst israelische Patrouillen halten den «Mauerspringer» nicht davon ab. Nur unter Freunden macht sich der Druck der Besatzung bemerkbar, der sich in einem tödlichen Attentat auf israelische Soldaten entlädt. Zwar war Omar nicht der Schütze, aber nur er wird auf der Flucht gestellt, des Mordes beschuldigt und gefoltert. Rami (Waleed F. Zuaiter), ein Agent der israelischen Abwehr, stellt Omar vor die Wahl, zu kollaborieren, seine Kumpels ans Messer zu liefern oder für den Rest des Lebens

in Gefangenschaft zu verrotten. Omar hält trotz Torturen stand und ist erst zur Kooperation bereit, als Rami auch mit der Drangsalierung von Nadia droht. Aus dem Knast entlassen, wird er von Nadias Bruder als Spitzel verdächtigt. Dabei ist der Verräter ein anderer – der, welcher Omar ans Messer lieferte.

Abu-Assad, der auch das Drehbuch schrieb, versteht es, die Macht der Willkür immer und überall spürbar zu machen, aber nicht zu personifizieren. Mag manches Detail auch hinein-konstruiert wirken – die innere wie äussere Verfassung der handelnden und gehandelten Personen sorgt als permanent leicht entzündbares Pulverfass, vor dem die Mauer nicht zu schützen vermag, für einen erstaunlich dynamischen Thriller. Für die einen ist die Mauer Ausdruck der Ohnmacht und Demütigung, für die anderen Schutz vor Abgründen. Abu-Assad macht sie zur sehnsuchts- und angstbesetzten Metapher. Nur die klaustrophobische Stimmung rechtfertigt das allzu brutale Finale. Abu-Assads plausible Verschränkung von Liebe und Verrat gibt «Omar» eine vitale Kraft und ungewöhnlichen Suspense. Abu-Assad hat seinen erzählerischen Duktus seinen Charakteren unterworfen. In knappen Dialogen wird die politische wie existenzielle Verlorenheit präsent. Einmal sitzt Omar auf einer Bank vor einem Plakat mit zwei Mädchen, die den Stamm eines Bäumchens umfassen. «Planting

Hope. Social Responsibility» steht auf dem Plakat. ★★★☆☆

## Weitere Premieren

**The Two Faces of January** — Er hat den Ruf, der sperrigste aller Patricia-Highsmith-Romane zu sein (schon der Titel – Janusköpfigkeit hin oder her – dürfte auf viele ziemlich irritierend wirken). Mehrfach abgelehnt, umgeschrieben – und trotzdem zweimal verfilmt. 1986 vom Deutschen Wolfgang Storch und jetzt von Hossein Amini, der als Drehbuchautor von sich reden machte («Drive»). Beide Versionen konzentrieren sich auf eine scheinbare Vater-Sohn-Beziehung zwischen Rydal, einem Studenten, der vor seinem Vater nach Griechenland geflohen ist, in Chester einen Ersatzvater sieht und sich in dessen Frau Colette verliebt. Chester wiederum ist vor Gläubigern auf der Flucht, die er im grossen Stil betrog. Bei Amini ist Rydal ein Touristenführer, der sich mit kleinen Betrügereien über Wasser hält, Chester bei der Entsorgung einer Leiche hilft und sich zum Mitwisser des feinen Fluchtpärchens macht. So richtig aber will die vertrackte Abhängigkeit nicht überzeugen. Viggo Mortensen als saufen-der Chester ist fesselnd, während Oscar Isaac als Rydal seltsam tranig und glotzbockartig zwischen Chester und Colette (Kirsten Dunst) herumlaviert. Man mag ihm sein Interesse am Paar nicht abnehmen. ★★★☆☆



Fesselnd: «The Two Faces of January».

## Fragen Sie Knorr

Die Jurypräsidentin der Filmfestspiele Cannes beklagte sich dieses Jahr, die Filmbranche werde von Männern dominiert.



Nun stelle ich fest, dass im Kritikerspiegel des Filmmagazins *Frame* sechs Männer Sternchen verteilen – keine Frau. Ist die siebte Kunst in Männerhand? I. G., Zürich

In einer älteren Statistik über etwa 7500 Filme der führenden Hollywood-Studios zwischen 1949 und 1979 führten nur vierzehn Frauen Regie; das ist weniger als ein Fünftel

**Edge of Tomorrow** — Wie gehabt: Die Apokalypse droht durch Krakel-Aliens, Tom Cruise wird von ihnen getötet – und erlebt die Situation à la «Und täglich grüsst das Murmeltier» immer und immer wieder. Je besser er die Wiederholerei in den Griff bekommt, desto höher das Level – wie beim Computergame. Übung macht den Meister. Zum Gähnen. ★★★☆☆



Wiederholerei: «Edge of Tomorrow».

**Violette** — Heute kaum noch bekannt, gehörte Violette Leduc in den späten vierziger und fünfziger Jahren zu den Rebellen, die furios gegen Tabus wie Homosexualität anschrieben. Durch die Bekanntschaft mit Simone de Beauvoir (Sandrine Kiberlain) wurde Violette (Emmanuelle Devos) zur Autorin, die einzig und alleine sich in den Mittelpunkt stellte («Die Bastardin») und späten Ruhm erntete. Grössen wie Jean Genet, Albert Camus, Jean-Paul Sartre gehörten zu ihren Bekannten. Schon 2008 widmete sich Regisseur Martin Provost einer vergessenen französischen Künstlerin («Séraphine»). Sein jüngstes Biopic besticht durch sein etwas unterkühltes, exzellentes Nachkriegsambiente. ★★★☆☆

**Maleficent** — Im Märchenspektakel um die böse Fee aus Dornröschen geht's alleine um Angelina Jolie als abgrunddüstere Fee, mit Wangenknochen, so hart und kantig wie ein Amboss. Beim Gehen schwelt sie. Irre. ★★★☆☆

eines Prozents. Das Verhältnis hat sich nicht wesentlich geändert, auch wenn inzwischen mehr Frauen Regie führen; dafür ist die Zahl der Filme gestiegen. Gemäss einer anderen Statistik gibt es erfolgreiche Frauenrollen (Ärztin, Anwältin) mehrheitlich in TV-Serien und nicht im Kino. In der Filmpublizistik ist das wohl ein bisschen anders, und was den Kritikerspiegel betrifft, steckt sicher keine Absicht dahinter. Für *Frame* schreiben schliesslich viele Autorinnen.

### Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch  
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

## Fernseh-Kritik

# Masochist Harald Schmidt

Von Rico Bandle

Humor gehört nicht zur Kernkompetenz der «Sternstunde Philosophie». In der Diskussionssendung gilt das Credo: Wer etwas auf sich hält, zeigt sich besorgt, alles andere könnte als unintellektuell ausgelegt werden. Letzten Sonntag war das für einmal anders. Zu Gast war der deutsche Satiriker Harald Schmidt, befragt wurde er von einem anderen Grossmeister des Humors, dem Schweizer Autor Charles Lewinsky. Schmidt erklärte gleich selbst, was ihn, den Late-Night-Moderator, vom Kabarettisten – man kann auch sagen, vom gemeinen Intellektuellen – unterscheidet: «Der Kabarettist glaubt an moralische Werte und die Veränderbarkeit zum Positiven hin. Der Late-Night-Moderator sagt: «Wir trudeln ohne Zweifel dem Weltuntergang entgegen, sind dabei aber bestens gelaunt.»

Das Gespräch erwies sich als höchst unterhaltsam, auch wenn Lewinsky vor allem die Rolle zukam, die Stichworte für den hellwachen und redefreudigen Schmidt zu liefern. Schmidt zog über das öffentlich-rechtliche Fernsehen her, erklärte, weshalb Zynismus für ihn etwas Positives sei, und erzählte, wie es ihm erging, als er zuletzt auf dem Bezahlsender Sky für nur 5000 Fernsehzuschauer seine Show machte. Das Live-Publikum habe zum Teil nur noch aus vierzig Leuten bestanden, die fürs Kommen bezahlt worden seien. «Das war gruselig. Aber ich habe es genossen.»

Bei den meisten Comedy-Sendungen wie der «Heute-Show» würden dem Live-Publikum im Vorfeld lustige Pannenfilmchen gezeigt, «wo Zweijährige die Treppe runtergeschubst werden». Das ausgelassene Gelächter werde dann in der Sendung nach einer angeblichen Pointe reingeschnitten. So was habe er nie zugelassen. «Es ist eine Art Sodomasochismus, eine gute Pointe zu haben, die im völligen Schweigen endet. Das muss man aushalten, aber da fängt für mich der Job an.» Dieser heiteren Verklärung seiner zuletzt erfolglosen Zeit bei Sky war es mitunter zu verdanken, dass die «Sternstunde» letzten Sonntag ihrem Namen endlich wieder einmal gerecht wurde.

**Sternstunde Philosophie:** 25. Mai, 11 Uhr, SRF 1.

# Ein Rennen für Geniesser

Der Giro d'Italia hat lange versucht, mit der Tour de France mithalten. Jetzt will nicht mehr das beste Radrennen der Welt sein, sondern das schwerste und schönste. *Von Martin Born*



*Einer der schwierigsten Aufstiege im Radsport: Fans am Monte Zoncolan.*

Es ist das schönste Stadion der Welt, eingebettet in die Felsen der Karnischen Alpen im wilden Osten Italiens. Eine grüne Naturarena auf 1750 Metern über Meer, die 100 000 Zuschauern Platz bietet. Der Eintritt ist frei.

Die Sitzplätze auf der Alpwiese gehören den Genießern, weil sich von dort aus die letzten Kehren der fürchterlich steilen Strasse überblicken lassen, die zum Monte Zoncolan führt. Wer sich als richtiger Fan fühlt, erkämpft sich einen Platz in den dichten Reihen am Strassenrand. Nach einem Aufstieg, der auf 10,1 Kilometern 1200 Höhenmeter überwindet und in den steilsten Rampen bis zu 22 Prozent steil ist, ist jeder, der hier vorbeifährt, mit seinen Kräften am Ende.

Vom Bergfloh, der um den Sieg kämpft, bis zum schwergewichtigen Sprinter, der sich im Gruppetto ins Ziel kämpft, ist jeder ein Held. Verlierer gibt es keine, für den Letzten ist der Applaus nicht leiser als für den Sieger. Wer ein

richtiger Tifoso ist, weiss, was es bedeutet, eine solche Steigung zu bezwingen. Er ist mit dem Velo da, hat mit Tausenden Gleichgesinnten an der Prozession teilgenommen, zu der jede Auffahrt zu einem der Gipfel des Giro d'Italia wird. Es muss einer ein Weichei sein, wenn er

---

**«Sie gehen zum Rennen, wie wenn sie zur Messe gehen würden.»**

---

davon profitiert, dass auf der andern Seite des Berges ein Skigebiet gebaut wurde, dank dem ein Sessellift zur Passhöhe führt. Für Steve Morabito, den Schweizer Edelhelfer des australischen Favoriten Cadel Evans, ist der Giro «das Rendez-vous der Passionierten. Hier hat es mehr Kenner als bei der Tour de France. Sie gehen zum Rennen, wie wenn sie zur Messe gehen würden.»

Der Monte Zoncolan gilt als einer der schwierigsten Aufstiege im Radsport. Er stand 2003 erstmals auf dem Streckenplan, doch weil es damals auf der steileren Westflanke noch drei unbeleuchtete Tunneln ohne Asphaltbelag gab, wurde er auf der harmloseren Ostseite bezwungen. Diese Mängel waren bald behoben. 2007 konnte das Strässchen erstmals befahren werden, 2010 und 2011 wurde das Spektakel wiederholt. Ein Spektakel ohne Begleitfahrzeuge, weil diese wegen der Enge der Strasse das Rennen verfälschen könnten. Die Ersatzräder werden auf Motorrädern transportiert. Es ist Radsport pur. Und deshalb bereits ein Mythos. Zu Beginn der Steigung wird auf einem Transparent Dante zitiert: «Lasciate ogni speranza, voi ch'entrate!» Auf dem Gipfel dröhnt AC/DC mit «Highway to Hell».

Am kommenden Samstag wird die «Westwand» zum vierten Mal erklommen. Am zweitletzten Tag soll sie den Giro d'Italia 2014

entscheiden, der vor bald drei Wochen mit einem Radsportfest in Belfast begann, mit drei Airbus-Maschinen nach Bari gezügelt wurde, sich von dort aus den Stiefel hinaufschlängelte und diese Woche mit vier schweren Berg- etappen in den Dolomiten ihr Finale erlebt. Um sich von der Tour de France mit ihren vielen flachen Etappen abzuheben, haben die Veranstalter eine Strecke für die Bergfahrer konzipiert. Das lockte Spezialisten wie den letztjährigen Tour-de-France-Zweiten Nairo Quintana oder den dritten Joaquim Rodriguez (er schied schon in der sechsten Etappe nach einem Massensturz aus), es bringt aber auch die Fans an die Strecke und vor die Bildschirme: Bergetappen haben in Italien bis zu vier Millionen Zuschauer.

### Hochblüte der EPO-Zeit

Der Giro ist nicht nur ein TV-Event. Sondern ein Rennen, bei dem jede Etappe eine ganze Region in eine rosarote Feststimmung versetzt. In dem fast jede Etappe eine historische Dimension hat, weil sie an grosse Ereignisse der Vergangenheit erinnert.

An den 100. Geburtstag des «frommen» Gino Bartali etwa, dessen Duell mit Fausto Coppi den Giro nach dem Zweiten Weltkrieg zu dem machte, was er noch immer ist: ein Anlass der Hoffnung auf bessere Zeiten, weil hier Menschen bejubelt werden können, die zeigen, was trotz Misere und Krise möglich ist. An den 100. Geburtstag des Rennwagens Maserati. An den 70. Jahrestag der totalen Zerstörung des Klosters von Montecassino aus dem sechsten Jahrhundert. An die 20 000 Opfer des ersten Weltkriegs, die am Monte Grappa begraben sind, zu deren Ehren dort am Freitag ein Bergzeitfahren durchgeführt wird. Und vor allem an Marco Pantani, dessen Todestag sich im Februar zum zehnten Mal jährte. Am Valentinstag 2004 wurde der «Pirat», wie er genannt wurde, in einem schäbigen Hotelzimmer in Rimini tot aufgefunden. Als Opfer des Kokains, wie es offiziell hiess, als Opfer der russischen Mafia, wie der französische Journalist Philippe Brunel, der seine gefährlichen Recherchen irgendwann aufgab und sein Ergebnis in einem Buch niederschrieb, noch heute überzeugt ist.

Wie und warum Pantani sterben musste, spielt für die Tifosi längst keine Rolle mehr. Mit welchem Brennstoff er fuhr – er fuhr in der Hochblüte der EPO-Zeit –, noch weniger. Sie erinnern sich an den Bergfahrer mit dem kahlen Schädel, der den Gegnern am Berg weit davonfuhr, der sich als Zeichen seiner Entschlossenheit jeweils die Bandana vom Kopf riss. Der 1998 als letzter Rennfahrer Giro d'Italia und Tour de France im gleichen Jahr gewann und ein Jahr danach, als er seine Gegner im Giro regelrecht demütigte, von dunklen Mächten auf dem Altar scheinheiliger Dopingbekämpfung geopfert wurde. Für die Pantani-Fans ist es noch immer der grösste Skandal der Radsport-

geschichte, dass er nach einer Blutkontrolle der «Vampire» (wie die Blut entnehmenden Funktionäre des Weltverbandes UCI genannt wurden) am zweitletzten Tag des Rennens in Madonna di Campiglio wegen eines zu hohen Hämatokritwertes ausgeschlossen wurde.

Der Giro 2014 würdigte Pantani gleich drei Mal. Die achte Etappe führte über den Cippo di Carpeggna, eine sechs Kilometer lange Steigung mit steilen Rampen, den der «Pirat» als seinen Hausberg bezeichnete. Die vierzehnte Etappe endete beim Kloster von Oropa, einem Weltkul-

### Die Organisatoren verpassen keine Gelegenheit, ihren Giro zum Weltereignis zu machen.

turenbe der Unesco, wo Pantani seine vielleicht eindrücklichste Leistung zeigte: Er musste zu Beginn der Steigung einen Defekt beheben, ehe er das gesamte Feld von hinten her aufrollte und die Etappe gewann. Es war zwei Tage bevor er ausgeschlossen wurde. Und am Sonntag machte der Giro auf dem Plan di Montecampione halt, wo Pantani in der Hitze des Frühsommers den Giro 1998 entschied. Die Bilder sind unvergesslich und längst Legende: Als Pantani seinen letzten Rivalen, Pawel Tonkow, entscheidend distanzierte, riss er sich nicht nur das Piratentuch vom Kopf, sondern auch die Brille von der Nase und den Diamanten aus dem Nasenloch. Ein Bild für die Ewigkeit, wie jenes, das die beiden Erzrivalen Coppi und Bartali bei der Übergabe eines Bidons zeigt und bei dem sich die Fans noch heute streiten, wer jetzt wem als Samariter den Durst gelöscht hat.

Die Organisatoren des Giro d'Italia verpassen keine Gelegenheit, um ihrem Rennen den Status eines Mythos zu geben und es so zu einem Weltereignis des Sports zu machen. Wenn sie mit ihrem Rennen eine Stadt beehren, sind nur die schönsten Plätze für eine Zielankunft gut genug. Für den Giro werden unzählige Strässchen neu geteert. Die Organisatoren verweisen auf die 174 Länder, die vom Rennen berichten,



«Als du mir sagtest, du wolltest eine Babypause machen, habe ich mir das anders vorgestellt.»

vom triumphalen Empfang der Rundfahrt beim Start in Nordirland, wo die Fans aus dem nassen Norden sogar ihre Schafe rosarot einfärbten. Doch was immer sie auch tun: Gegen die Tour de France haben sie keine Chance. Der Giro-Start in Nordirland kostete Belfast (und die EU) rund sechs Millionen Franken. Wenn die Tour, wie in diesem Sommer, in Yorkshire startet, ist es das Zehnfache.

Die Tour de France hat alle Vorteile auf ihrer Seite. Sie ist das bedeutendste alljährlich stattfindende Sportereignis überhaupt. Sie hat ihren Platz im Sportfeuilleton des Sommers. Es ist Ferienzeit. Ein Picknick am Rand der Strasse gehört zur Pflicht, wenn die Tour vorbeikommt. Und je grösser die Schikanen sind, die die Zuschauer überwinden müssen, weil die Strassen immer früher gesperrt werden, desto attraktiver wird es, dabei sein zu können. Als Werbeveranstaltung für die Sponsoren der weltbesten Radsportteams hat die Tour de France schon fast ein Monopol. Mehr als die Hälfte der Gegenleistung in TV-Präsenz erhalten sie in der Tour. Das hat auch Konsequenzen für die Rundfahrtspezialisten, die ein Jahr lang nur die Tour im Kopf haben.

### Stars zum Anfassen

Der Giro d'Italia hat lange versucht, mit der Tour de France mithalten. Ohne Aussicht auf Erfolg. Jetzt hat er die Strategie geändert und Nischen gesucht. Er will nicht mehr das beste Rennen der Welt sein, sondern das schwerste und das schönste. Das mit den schönsten Etappen und den schönsten Bildern, die in die Welt geschickt werden. Eine Giro-Etappe führt nie durch eine Einöde. Ein Etappenfinale muss pittoresk sein. Das Zeitfahren in Piemont führt nicht von irgendeiner Stadt in eine andere. Es verbindet die Städtchen von zwei der bedeutendsten Weine der Welt miteinander: Barbaresco und Barolo. Die Strecke führt durch die Weinberge und bringt atemberaubende Bilder in die Stuben jener, die einen Sinn haben dafür. Die Deutschschweiz gehört nicht dazu. Das Fernsehen SRF hat sich für das Tennisturnier in Paris entschieden und handelt den Giro mit Kurzmeldungen in der Sportsendung am Abend ab.

Der Giro ist das Rennen für die Fans. Er macht sich zum Vorteil, dass der Rummel nicht so gigantisch ist wie bei der Tour, wo die Fahrer in Watte verpackt und abgeschirmt werden. Wer bei der Tour de France an den Start geht, sieht die Fahrer bei der Präsentation bestenfalls aus sicherer Distanz, falls er es überhaupt bis zum Podium schafft. Das Fahrerlager mit den grossen Teambussen ist abgesperrt. Beim Giro gibt es keine solchen Grenzen. Hier lassen sich die Stars anfassen, man kann mit ihnen reden, ihnen bei der Vorbereitung zuschauen. Der Giro ist eine Tour mit menschlichem Antlitz. Das macht ihn nicht nur viel heimlicher, sondern auch schöner. Ein Rennen für Geniesser. ○

# Auf bunten Kissen

Geistige Revolution mit Tina Turner; Yves Klein im «Baur au Lac».  
 Von Hildegard Schwaninger



Power-Gespann: Tina Turner, Dechen Shak-Dagsay, Regula Curti, Sawani Shende-Sathaye.

Das ist ein echtes Power-Gespann: **Tina Turner** und **Regula Curti**. Würde einer der beiden Namen fehlen, wäre es nur die Hälfte. Die beiden Frauen, Nachbarinnen an Zürichs Goldküste, haben sich zusammengetan, um eine Message zu verbreiten, die ihnen am Herzen liegt. Beide sind Musikerinnen, Tina Turner, die Rock-Königin, Regula Curti, die Cellistin, Komponistin, Musiktherapeutin, Yoga-Lehrerin. So lag es nahe, gemeinsam Musik zu machen und eine CD herauszubringen. Jetzt kommt ihre dritte CD auf den Markt: «Love within. Beyond». Es ist eine CD mit Gebeten verschiedener Religionen, Gebete der christlichen, buddhistischen und hinduistischen Tradition. Die ersten beiden CDs machten sie mit der tibetischen Sängerin **Dechen Shak-Dagsay**, bei der neuesten CD kommt als vierte Sängerin die aus Mumbai stammende **Sawani Shende-Sathaye** dazu, eine grosse Stimme. Regula Curti: «Es ist uns gelungen, in diesem riesigen Land die Perle zu finden.»

Zu Ehren der Sängerin aus Indien und «aus Dankbarkeit und Freude» über die neue CD gab es ein grosses Fest in der Seeschau. Die Seeschau ist das Anwesen von Unternehmer **Beat Curti** und seiner Frau **Regula**, das Zentrum ihrer therapeutischen Arbeit. Party-Thema war natürlich «Bollywood», und so kramten die etwa 300 Gäste aus ihren Schränken,

was sie zum Dresscode «Cross-cultural, bunt» so alles fanden. Vom Sari bis zum Rohseidenpyjama; es war eine kunterbunte Gesellschaft. Im Zelt sassen die Gäste auf bunten Kissen oder auf dem Boden, während die Sängerinnen in einem Konzert ihre Botschaft durchgaben. Keine geringere als: «Wahre Liebe ist in dir.»

Wer genau zuhörte, merkte gleich: Es ist eine Anregung zur geistigen Revolution. Tina Turner ist Buddhistin, inspiriert vom **Dalai Lama**. Der ruft in seinem «Buch der Menschlichkeit» zu positivem, ethischem Verhalten auf. Zitat: «Menschen, die sich an ethisch-moralischen Richtlinien orientieren, sind im Allgemeinen glücklicher und zufriedener als jene, die sie nur geringachten.»



«Bollywood»: Beat Curti.

Regula Curti verbrachte zur Vorbereitung auf die CD zehn Tage im Kloster Einsiedeln, ihr Ehemann **Beat Curti** weilte derweil auf dem Berg Athos.

Natürlich ist Tina Turner ein Zugpferd für die gesungenen Gebete. So wurden von der letzten CD, «Children Beyond», 200 000 Stück verkauft – also Platin-Status. Tina Turner selbst sagte: «Die Zeit von Minirock und roten Lippen ist für mich vorbei, was ich heute mache, ist der schönste, wichtigste Teil meiner Karriere.» Sie war mit ihrem Mann, **Erwin Bach**, da und sah sensationell aus. High Heels mit Glitzersteinen trägt sie immer noch. Die neue CD wird jetzt weltweit vertrieben. Regula Curti: «Der kommerzielle Erfolg ist nicht wichtig, wichtig ist, dass unsere Botschaft um die Welt geht. Die Botschaft von Liebe, Mitgefühl und Frieden. Es zählen nicht die Dollars, die wir verdienen. Es zählen die Herzen, die wir berühren.»

Da waren natürlich alle einverstanden, man stürzte sich aufs Büffet: auf der einen Seite indisch, auf der anderen tibetisch, die Christen steuerten den Wein bei. Dann wurde getanzt. Fröhlich, ausgelassen, friedlich, jeder für sich und jeder mit allen.

Um Mitternacht hob man das Glas, Bankier **Raymond J. Bär** hatte Geburtstag. Auch Tina Turner sang «Happy Birthday».

**Gigi Kracht**, Gattin von **Andrea Kracht**, Besitzer des Hotels «Baur au Lac» in sechster Generation, setzt ihre Leidenschaft



Kunstleidenschaft: Gigi und Andrea Kracht.

für die Kunst gewinnbringend (weniger materiell als ideell) ein. Jeden Sommer verwandelt sie den Garten des Hotels in ein Freiluftmuseum. Diesmal mit **Yves Klein**, den man auch 51 Jahre nach seinem Tod noch als Schöpfer des Yves-Klein-Blaus (er liess die Farbe 1960 patentieren) kennt. Dreissig Statuen der «Blauen Venus» auf klassischen römischen Säulen werden den Eingang zum Hotelpark säumen, weitere Skulpturen werden im Hotel aufgestellt; an der Vernissage sollen 1001 blaue Ballons zum Himmel aufsteigen.

**Im Internet**

[www.schwaningerpost.com](http://www.schwaningerpost.com)

## Dornenreicher Weg

Die Hochbauzeichnerin Gabriella Loser, 62, und der ehemalige Priester Richard Friedli, 76, lebten ihre Liebe lange heimlich und gingen durch die Hölle. Das Zölibat erwies sich als Kreuzweg.



«Sachte und langsam»: Ehepaar Friedli-Loser.

**Gabriella:** Es ging über achtzehn Jahre, bis es zum grossen Knall – oder zur Erlösung – kam. Fast zwanzig Jahre Einsamkeit. Vertuschen, verheimlichen. Ständig auf der Hut sein. Ich war 22, als ich Richard kennenlernte. Ich steckte seelisch und gesundheitlich in einer Krise. Mein Taufpate und dessen Frau kümmerten sich um mich. Sie engagierten sich in ihrer Freizeit in einem Frauenkloster und baten die Oberin, mich ins Kloster einzuladen, damit ich mich erholen konnte. Die Gästeverantwortliche schlug vor, das Gespräch mit einem Priester zu suchen. Wenig später stand Richard vor mir, ein attraktiver, unverkrampfter Mann.

**Richard:** Als 76-Jähriger mein Leben zu bilanzieren, ist ein schwieriges Unterfangen. Ich habe spät angefangen, über mich nachzudenken. Kurz nach meiner Wahl zum Prior und dem Doktorat lernte ich Gabriella kennen – und wurde erschüttert. Zuerst war sie für mich eine Hilfesuchende, später nahmen die Gefühle ihren eigenen Lauf.

**Gabriella:** Ich vertraute ihm, von Liebe war anfangs keine Rede. Alles entwickelte sich sachte und langsam. Und verdichtete sich immer mehr, bis die Gefühle eine solche Dimension erreichten, dass sie sich nicht mehr verdrängen liessen. Ab dem Moment, als wir ein Paar waren,

wurde klar: Entweder entscheidet er sich für mich, oder ich gehe. Es kam alles ganz anders.

**Richard:** Aus der heutigen Sicht erlaube ich mir eine Diagnose: Das Pflichtzölibat fördert bei vielen Priestern die «Lüge als Lebensstil». Das theologisch verschieden gewichtete Keuschheitsgelübde der Ordensleute macht da keine Ausnahme. Unter dem Begriff «soziale Lüge als Lebensentwurf» können verschiedene Formen von Doppelleben subsumiert werden: der Tag in der Pfarrei und das Wochenende im Ferienhaus mit der Frau, praktisch gelebte Polygamie, das Nachtleben als Zufluchtsort und anderes.

**Gabriella:** Richard war mit Leib und Seele Priester. Im Urlaub sprach er von einer Lösung, doch sobald er wieder unter seinen Mitbrüdern im Konvent war, kam die alte Litanei, weshalb ein Ausstieg nicht möglich sei. 1986 gab er sein Amt als Prior ab, und nach einem klosterinternen Konflikt musste er ausserhalb der Klostermauern eine Wohnung suchen. Seine panische Angst, dass sein Doppelleben auffliegen könnte, frass unsere Seelen weiterhin auf. 1992 wurden wir bei verschiedenen Bischöfen denunziert. Es kam zum Skandal. Man beschimpfte mich und spuckte mir öffentlich vor die Füsse.

**Richard:** Ich wurde aus der Theologischen Fakultät ausgeschlossen. Unterstützung erhielten wir von unerwarteter Seite. Professorenkollegen, die Universitätsleitung und der Stadtrat des Kantons Freiburg transferierten den Lehrstuhl für Religionswissenschaft von der Theologischen an die Philosophische Fakultät.

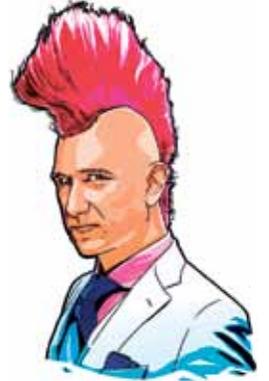
**Gabriella:** Noch heute sind wir für diese Solidarität zutiefst dankbar. Als sich abzeichnete, dass unsere Existenz gesichert war, heirateten wir im April 1994 im kleinsten Rahmen zivil, und Monate später feierten wir ein Fest mit jenen Menschen, die uns geblieben waren. Anfang der 90er Jahre gründete ich zusammen mit betroffenen Frauen eine Selbsthilfegruppe, aus der im Jahr 2000 ein Verein für vom Zölibat betroffene Frauen hervorging (ZöFra), dem ich zurzeit als Präsidentin vorstehe. Richard und ich halten auch heute immer wieder inne und staunen: was Liebe alles erträgt.

**Gabriella Loser Friedli:** Oh, Gott! Kreuzweg Zölibat. Wörterseh. 208 S., Fr. 36.90  
www.zoefra.ch  
Protokoll: Franziska K. Müller

## Tierversuche

Von Andreas Thiel —  
Eine politisch korrekte Anprangerung.

**M**edizinische Versuche an Hunden, Affen und anderen Tieren sind unmenschlich. Und wenn ich hier Tierversuche anprangere, dann will ich damit weder das Leiden von Menschen ohne medizinische Versorgung ausblenden noch das Elend von Palästinensern, die in Flüchtlingslagern eingepfercht wie die Tiere leben, beschönigen, und ich will damit schon gar nicht den Holocaust verharmlosen.



Mir ist auch bewusst, dass in den USA Tierversuche an Menschen verübt werden, und zwar an Kleinkriminellen, welche mit der Teilnahme an den medizinischen Versuchen einen Straferlass erhalten, weswegen von einer gewissen Freiwilligkeit gesprochen werden kann, was bei Labortieren ja nicht der Fall ist. Natürlich liegt es mir fern, diese Kleinkriminellen mit Hunden und Affen zu vergleichen, vor allem da es sich bei diesen Kleinkriminellen vorwiegend um Schwarze und Homosexuelle handelt. Damit will ich auch nicht sagen, dass Schwarze und Homosexuelle grundsätzlich krimineller sind als andere Menschen.

Und ich will auch Tierversuche an Menschen nicht verharmlosen, indem ich deren Freiwilligkeit hervorhebe. Tierversuche hat es ja auch immer wieder unter Zwang an ganz normalen Menschen gegeben, an Juden zum Beispiel, wobei ich damit weder Juden mit Homosexuellen und Schwarzen vergleichen möchte, noch damit sagen will, dass man Schwarze und Homosexuelle nicht mit Juden vergleichen könne. Und ich will schon gar nicht Tierversuche an Juden während des Holocausts verharmlosen und auch nicht Juden, Schwarze und Homosexuelle mit Tieren vergleichen, indem ich hier von Tierversuchen spreche.

Von Menschenversuchen zu reden, wäre vielleicht politisch korrekter, klänge aber dann doch etwas harmlos, wo doch das Wort «Tierversuche», auf den Menschen angewandt, gerade dessen Bestialität hervorhebt. Aber das ist ja auch nicht, was ich sagen wollte, denn ich will hier nur Tierversuche an Tieren anprangern, ohne dabei jedoch irgendjemandem auf die Füsse treten zu wollen.

**Andreas Thiel,** Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.

## Ohne Wenn und Aber

Von Peter Rüedi



Wie ich mich in dieser Kolumne vor einem guten Jahr anlässlich eines (nie in Zweifel gezogenen) schönen Rotweins aus Salgesch/Salquenen befasste, dem Dorf, das sich gern als das Weindorf der Schweiz bezeichnet, konnte ich mir ein paar mokante Sätze nicht ganz verkneifen darüber, dass die Salgescher in eigener Sache einen Superlativ deklarieren, einen Grand Cru – eine Deklaration, der in Bordeaux jeweils lange Auseinandersetzungen in interprofessionellen Komitees und Degu-Panels vorausgehen. Es trug mir Schelte ein, zuerst, pflichtgemäss und wenig verwunderlich, vom Beauftragten für Öffentlichkeitsarbeit Salgesch, dann aber auch von meinem Freund Franz Biffiger, nicht nur Sohn einer Walliser Institution, des Walliser Sagenzählers Karl Biffiger, sondern selbst so etwas wie ein Berufswalliser im Berner Exil. Er klärte mich auf, welche Kulturleistung eine gemeinsame Initiative wie die Gründung einer kollektiven Kategorie Grand Cru in einer Walliser Gemeinde vorstellt, die politisch seit eh und je in «Gelbe» und «Schwarze» gespalten ist. Die fänden nur im Notfall zu einem gemeinsamen Gespräch, geschweige denn zu einer gemeinsamen Aktion. Kommt hinzu, dass diese Gründung vor einem Vierteljahrhundert so etwas wie eine freiwillige Selbstkontrolle im Sinne der Qualitätssteigerung war: Mengenbeschränkung auf 800 Gramm pro Quadratmeter, Verbot von Barriqueausbau, Unterwerfung unter das Urteil einer unabhängigen Jury – und anderes mehr; Massnahmen, so sinnvoll, dass sich Scherze darüber eigentlich verbieten. Richtig. So sei hier ein Grand Cru Salgesch von Olivier Mounirs Cave du Rhodan vorbehaltlos von einem gefeiert, in dessen Genen ein etwas leichteres, kühleres, ein Ostschweizer Pinot-Verständnis eingeschrieben ist. Der Salgesch «Hommage» ist ein *pinot de Salquenen à son meilleur*: wunderbar fruchtig und saftig, dabei nachhaltig und elegant. Leicht verständlich, dass sein Urheber mit ihm auf der Bestenliste der «Mémoire des Vins Suisses» figuriert. Eine noble Flasche zu einem sozusagen basisdemokratischen Preis. Chapeau!

**Cave du Rhodan, Mounir-Weine: Hommage Pinot noir Grand Cru Salgesch 2011.** 13,8%. Cave du Rhodan, Salgesch. Fr. 25.–. [www.rhodan.ch](http://www.rhodan.ch)

## Die drei Ausrufezeichen

Girardet, Rochat, Violier bilden eine Trilogie Schweizer Spitzenküche. Neulich standen sie zusammen am Herd. Von David Schnapp



**Grossartige Momente:** Galaabend mit Philippe Rochat, Benoît Violier und Frédy Girardet (v.l.).

Entweder bin ich zu spät geboren (1973) oder mein Interesse für gutes Essen entwickelte sich mit Verzögerung, jedenfalls war es mir nicht vergönnt, einige der grossen Schweizer Küchenlegenden persönlich zu erleben. Frédy Girardet etwa, der aus dem Bistro seines Vaters in Crissier VD eines der besten Restaurants der Welt machte und vom «Gault Millau» zum «Koch des Jahrhunderts» erkoren wurde, hatte sich längst zurückgezogen, als ich mich für gute Restaurants zu interessieren begann.

An mein erstes und einziges Mal bei Girardets Nachfolger Philippe Rochat erinnere ich mich hingegen, mit leichtem Schauer über die damalige Inneneinrichtung und die Kellner, die uns mit strengem Blick beim Essen zusahen, nur zu gut. Geschmacklich war es ein prägendes Erlebnis: Ich bestellte mehr aus Versehen Weinbergschnecken (mit Alba-Trüffel) und ass so etwas zum ersten Mal. Auch die im Ganzen gebratene Nantaiser Ente an einer Merlot-Reduktion mit Cassis ist als Höhepunkt am Gaumen unvergessen.

### Knusprige Froschschenkel

Als Benoît Violier 2012 von Philippe Rochat das «Hôtel de Ville» übernahm, nahm ich mir vor, ihn öfter zu besuchen, um mir nicht später den Vorwurf machen zu müssen, etwas Grosses verpasst zu haben. Aber es kam noch besser, kürzlich standen für einen Galaabend der

Uhrenmanufaktur Blancpain und des Spitzenwinzers Raymond Paccot (Domaine de la Colombe) gleich alle drei Drei-Sterne-Köche gemeinsam am Herd.

Es war ein besonderes Erlebnis mit grossartigen Momenten wie den knusprigen Froschschenkeln auf weichen Morcheln und einer alkoholischen Champignon-Weissweinsauce. Ein Fisch zum Verlieben kam in Form eines Wolfsbarschs mit Lauch und einer feinsäuerlichen Verjus-Sauce.

Trotz aller Klasse am Herd wies das Menü auffällige Schwächen auf. Der zu lange gebratene Lammrücken, vorbehandelt mit Senf, begleitet von (sehr feinen) Kartoffel-Gemüseschiffchen, wirkte wie aus der Zeit gefallen. Und die halbierten Walderdbeeren im Dessert lagen wohl zu lange auf der schön montierten Tarte mit Mandelmilch, wo sie trocken und mehlig geworden waren.

Auch Legenden der Küche kochen demnach nur mit Wasser. Die Erkenntnis beruhigt mich, wenn mich der Ärger über die späte Geburt erfasst, die mir manche kulinarischen Erlebnisse verunmöglicht hat.

**Restaurant de l'Hôtel de Ville de Crissier,** 1 rue d'Yverdon, 1023 Crissier, Tel. 021 634 05 05  
[www.restaurantcrissier.com](http://www.restaurantcrissier.com)  
Sonntags und montags geschlossen  
Ausführliche Besprechung des Menüs auf [www.dasfilet.ch](http://www.dasfilet.ch)



Auto

## Das Care-Paket

**Der Opel Insignia war schon immer ein hervorragender Wagen. Das bleibt auch in der neusten Version so. Von David Schnapp**

Als Erstes musste ich zu Beginn der Testfahrt mit dem neuen Opel Insignia Country Tourer die Rücksitze abklappen. Ein Velo war zu verladen; der Kombi nahm es problemlos an Bord. Es handelte sich um ein recht schickes Modell mit hellbeigem Leder und passenden Teppichen. Was allerdings auf den ersten Blick edel aussah, erwies sich bei näherem Hinsehen und beim Anfassen zumindest teilweise als charmerfreies Edelmetall-Imitat. Die Anmutung mancher Kunststoffe im Innenraum des Opels entspricht nicht ganz oberster Fertigungsklasse.

### Opel Insignia Country Tourer 2.0 Turbo

Leistung: 250 PS, Hubraum: 1998 ccm  
Höchstgeschwindigkeit: 235 km/h  
Preis: Fr. 55 900.-; Testwagen: Fr. 63 290.-



Kritik gefallen lassen muss sich auch das Hi-Fi-/Navigations-System, das auf den neuesten Stand gebracht wurde und neben einem berührungsempfindlichen Bildschirm auch über eine Art Mauszeigerfunktion verfügt, die man auf einem kleinen Bedienfeld in der Mittelkonsole steuert. Damit man aber an den richtigen Ort navigiert, braucht es Aufmerksamkeit und Zeit – etwas, was man gerade dann nicht hat, wenn man fährt.

### Hände ans Lenkrad

Viel mehr gibt es an diesem Auto nicht zu kritisieren, denn abgesehen von den erwähnten Geschmacks- und Geschicklichkeitsfragen gilt: Es fährt sich hervorragend. Es ist keine bahnbrechende Erkenntnis, dass der Opel Insignia schon immer ein ausgezeichnetes Auto war. Ich bin ihn schon in verschiedenster Gestalt gefahren und war immer sehr angetan. Fahrwerk, Motor, Komfort: An alledem gibt es kaum etwas auszusetzen. Als Country-Modell verfügt der Wagen nun unter anderem über einen Unterfahrschutz oder Verkleidungen an den Seiten und den

Radhäusern, die ihm einen leicht verwegenen Auftritt ermöglichen.

Im Insignia Country Tourer arbeitet ein lebendiger Turbo-Vierzylinder-Motor, der den anständig grossen Kombi so munter in Fahrt bringt, dass man seine rechte Hand schnell vom Mauszeigerbedienfeld zurück ans Lenkrad nimmt.

Man sieht das Auto und denkt: gemütlicher Familien-Kombi. Man fährt es und fühlt: Der kann noch mehr. Behende und flink wetzt der 4,9-Meter-Wagen um die Kurve. Und dank des intelligenten Allradantriebs verliert man nie die Ideallinie und auch bei nasser Fahrbahn nicht die Kontrolle. Opel drückt das alles naturgemäss noch etwas blumiger aus: «Der Opel Insignia Country Tourer ist ein athletischer Kombi mit überragenden Allround-Talenten», heisst es im Werbe-prospekt.

Dabei kann man den neusten Opel mit vielem ausstatten, was einem das Leben als Autofahrer komfortabler macht. Mein Testwagen hatte eine Parkhilfe ebenso wie einen Toter-Winkel-Warner, eine Verkehrsschilder-Erkennung und einen Abstandwarner, digitalen Radioempfang oder einen Fahrersitz mit elektrischer Verstellung. Der Aufpreis für dieses Care-Paket ist im Vergleich mit andern Herstellern einigermaßen moderat.



«Haben Senioren eine Zukunft?»: Walker, 48, früher auf der Bank, jetzt Zukunftsforscher.

MvH trifft

## Andreas M. Walker

Von Mark van Huisseling — Heute ein intellektuell anspruchsvolles Gespräch mit dem wissenschaftlichen Pendant zu Mike Shiva.

Wie erklären Sie Ihrem 9-Jährigen, was Sie von Beruf machen?» – «*Jäh, guet*, der Kleine will auch schon wissen, ob der FCB Meister wird, wohin wir in die Ferien gehen und wie viel Sackgeld er bekommt im nächsten Schuljahr ... Und das sind alles Fragen, bei denen es um die Zukunft geht.» – «Sie haben früher für die UBS gearbeitet, sich dann selbstständig gemacht, die Branche gewechselt – haben Sie es kommen sehen, dass es mit den Schweizer Banken in die Hosen geht?» – «Nein, bei mir waren es familiäre Gründe; ich war damals Vater von zwei Kindern [heute von vier, 9 bis 19 Jahre alt], ich reiste viel, international, und das hat sich nicht vertragen mit der familiären Situation. Also habe ich, wie man als Banker sagt, das Portfolio umgeschichtet und mich für langfristige Werte entschieden.» – «Interessant, Sie entschieden sich für etwas Sicheres – und verliessen die Bank, um selbstständig zu werden ...» – «Ich habe mich für

etwas Langfristiges entschieden, nicht für etwas Sicheres, für die familiären Werte.»

Andreas Markus Walker, 48, ist Zukunftsforscher. Er studierte in Basel und Zürich Geografie, Geschichte und Germanistik; in seiner Doktorarbeit befasste er sich mit Methoden der Zukunftsforschung. Vor zehn Jahren gründete er die Strategieberatungsfirma Weiterdenken.ch; er hat keine Mitarbeiter. Und ist Co-Präsident der Schweizerischen Vereinigung für Zukunftsforschung. Beruflich ist er also so etwas wie das wissenschaftliche Gegenstück zu Mike Shiva.

«Wie erforscht man die Zukunft?» – «Es gibt einen Strauss an Methoden, die sich in den letzten fünfzig Jahren entwickelten; in grauen Urzeiten waren wir haarscharf dran an Mike Shiva. Heute ist wichtig, dass wir uns als wissenschaftliche Disziplin qualifizieren. In den 50er, 60er Jahren [des vergangenen Jahrhunderts] hat man an eine lineare Entwicklung

geglaubt, die Entwicklung hochgerechnet. Dann fing man an zu überlegen: «Was, wenn's anders kommt, wo sind die Sollbruchstellen?» Wir entwickeln Modelle, aber nicht bloss ein Modell, sondern drei, vier Szenarien – das Bankgeheimnis fällt weg oder die EU führt das Bankgeheimnis auch ein ... Die andere typische Methode sind die sogenannten *black swans* oder Wildcards, man fragt: «Was braucht es, damit ein System kippt?» Man redet von Restrisiko, von Stresstest – das Schlimmste aller schlimmen Dinge, wenn das passiert, was heisst das?» – «Ist das, was in der Ukraine passiert im Augenblick, ein *black swan*?» – «Wenn's einen Krieg gibt, kann ein *black swan* draus werden; Fukushima war ein *black swan*.»

### Modell Nostradamus

«Wer sind Ihre Kunden?» – «Eigentümer oder Verwaltungsräte von Unternehmen; sehr häufig die sogenannte strategische Ebene, die sich nicht mit dem Produkt der nächsten Saison beschäftigt, sondern mit Aspekten für ihn fünf, zehn oder zwanzig Jahren. Firmen, die grosse Beträge investieren wollen, oder auch Ämter, bei denen es um den Gesetzgebungsprozess geht.» – «Wie werden Sie bezahlt – je zutreffender, desto höher das Honorar?» – «Das wär schön. Nein, ich agiere wie ein Anwalt, pauschal oder im Tagessatz.» – «Fondsmanager haben wahrscheinlich dieselben Modelle wie Sie und sind auch nicht blöd – liegen zur Mehrheit aber falsch, schlagen den Vergleichsindex nicht. Was machen Sie besser?» – «Ähm, ich muss nicht die Genauigkeit von Fondsmanagern haben, mein Kunde fragt nicht: «Was haben wir für Wetter in fünfzehn Tagen?» Ich bewege mich faktisch im groben Bereich, ich rechne nicht auf den Franken genau, sondern auf die Million, sag ich jetzt mal. Es geht darum: «Steigen wir in einen Markt ein?» Oder: «Haben die Senioren eine Zukunft als Zielgruppe?» – «Sie haben es klüger gemacht, Ihre Prognosen sind, wenn überhaupt, erst in vielen Jahren prüfbar, Modell Nostradamus.» – «Es geht letztlich immer um die Methode. Das ist der Unterschied zwischen dem Propheten und mir: Der Prophet hat einen religiösen Anspruch. Ich helfe dem Kunden, ein Modell zu bauen. Und wir wissen, ein Modell ist so gut, wie die Informationen, die drin sind.»

«Wie wird die Zukunft?» – «Wir konnten noch nie so viel Einfluss auf die Zukunft nehmen wie heute; und als Schweizer bin ich zuversichtlich.»

**Sein liebstes Restaurant:** «Ich springe aus der Reihe, als Vater von vier Kindern – ein Restaurant mit riesigem Kinderspielplatz. Und eins, wenn ich exklusiv mit meiner Frau essen gehe.»  
«Fünfschilling», Binzener Strasse 1, Fischeningen, Deutschland, Tel. +49 7628 9423670.  
«Bad Schauenburg», Schauenburgerstrasse 76, Liestal, Tel. 061 906 27 27.

1		2		3	4		5	6		7		8	9	10
				11								12		
13	14		15				16		17		18			
19						20								
			21								22			
23		24						25						
26					27						28		29	
30				31				32		33				
34				35				36				37		38
39								40					41	
				42						43				
	44							45				46		



**Lösungswort** — Da hat die Furcht ohne Segen das Sagen

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

**Waagrecht** — 1 Die Schublade passt in kein Möbelstück. 5 Schwarze oder sonst welche Löcher aufweisend. 11 Anstand, namentlich in der Türkei. 12 Irren, wusste auch Churchill, ist menschlich. 13 Wer den Teufel an die Wand malt, spart ... 16 Andere Länder, anderes Landgut, exotisch. 19 Nicht der Koloss von Rhodos, aber er ist auch nicht nichts. 20 Informieren, dokumentieren, referieren, oder einfach so. 21 Den Turnus kennen Seemänner. 22 Vielleicht ein Coming-out, wenn Ernst sich kurz mal feminin offenbart. 23 Opfer, Weihe, Wunder – bei ihm ist vieles möglich. 25 Bei ihr gilt: Vermehrung ja, Sex nein. 26 So kann nur ein Mensch sein, ein netter ist es aber nicht. 27 K, plus für Franzosen schnell. 28 1962 berühmt geworden als «la Douce». 30 Mangelhaft, der rote Saft. 32 Sie kennen Limerick als Gedicht wie Grafschaft. 34 Was wäre wenn – sang er. 35 ... muss der Mensch sein, damit die Lösung ebenfalls ... ist. 39 Draussen, wie zum Beispiel Saxophonist Laurent. 40 Nicht einfach: einer ist dafür, der andere dagegen. 41 Folgt darauf ein Aber, kann er sich als Besitzer bezeichnen. 42 Für Guardiola kein Naiver sondern klar eine Null. 43 Sportlicher Träger der Schlägertasche. 44 Beliebt, Rheinbergs Rheinpromenade. 45 Ort, an dem etwas zusammenkommt. 46 Gewissermassen erdgebundenes Präfix.

**Senkrecht** — 1 Von der Burgruine Friberg etwas den Berg hinunter gelangt man zum Dorf (mit hier deutschem Namen). 2 Ventil für Autofahrers Aggressionen. 3 Bei seinem Erscheinen wünschen sich nicht nur Frauen etwas. 4 Die gesetzliche Einheit betrifft Grundstücke. 5 Fürstliche Geste, für die der Vasall sich bedankte. 6 Pene und Pedrinis gemeinsamer Nenner. 7 Eleganz, ganz der Madame entsprechend. 8 Nach dem Adieu dann einfach nur nach Hause gehen. 9 Blumentöpfe sind so, Krüge manchmal auch. 10 Wo sich Darro und Genil verbünden. 14 Seltener doch korrekter Begriff für die, die an den Eckraum grenzt. 15 Merkmal antiker Säulen, weiss der Architekt. 17 Menschlich und mimosenhaft. 18 Ein Schmuckstück, für manche ein Stück Freiheitsverlust. 20 Schweizer gehen damit in die Luft, andere tauchen ab. 23 Knox, nicht das Fort, sondern die Verurteilten im Mordfall Kercher. 24 Wenn Briten etwas lernen wollen, sind sie auf ihn angewiesen. 25 Multiplizierte Art und Weise. 27 Mc, doch nicht gastronomisch sondern strategisch. 29 Sie ist eine ganz und gar liebenswerte Maus. 31 2010: der Fall, der Deutschland erschütterte. 33 Hafenstadt: bei guter Sicht mit Sicht auf die Küsten Ägyptens. 36 Britisch elitär - doch nach dortigem Studium ist man wer. 37 Wohl eidgenössisch, aber leider unzureichend. 38 Womit die Loge einen Geistlichen heraufbeschwört.

© Fritz Müller - Rätselfactory AG

### Lösung zum Denkanstoss Nr. 369

	H	A	N	T	E	L		W		C	H	U	S	T
K	U	R	I	E		E	W	I	G		E	M	P	A
A	L	A	V	I		S	E	E	R	E	I	S	E	N
K		W	E	G	W	E	I	S	E	N	D		I	S
I	B	A	N		H		C	O	N	T	E	S	S	A
	H			K	A	T	H		Z	E	L	T	E	N
P	O	R	T	A	T	O		H	E	R	B	A		I
	P	O	A	S		O	M	E	N		E	F	T	A
H	A	E	N	S	E	L	E	I		M	E	F	A	
E	L	S	N	E	R		T	A	B	U	R	E	T	T
R		T	E	L	L	E	R		A	S	E	L	A	
B	E	I	N		E		O	E	L	E		N	R	T

**Waagrecht** — 1 HANTEL 7 CHUST 12 KURIE  
13 EWIG 16 EMPA (Eidg. Materialprüfungs- und Forschungsanstalt) 17 ALAVI (Mandana und Romeo: Künstlerin / Künstler) 18 SEEREISEN 20 WEGWEISEND 22 IS 23 IBAN 25 CONTESSA (it. f. Gräfin) 27 KATH 29 ZELTEN 30 PORTATO 33 HERBA (lat. f. Gewächs etc.) 34 POAS 35 OMEN 37 EFTA 39 HAENSELEI 41 MEFA 42 ELSNER (dt. Schauspieler, Filmtitel: Alles inklusive) 43 TABURETT 45 TELLER 46 ASELA (a sela, port. f. der Sessel) 47 BEIN 48 OELE 49 NRT

**Senkrecht** — 1 HUL 2 ARAWA 3 (David) NIVEN (brit. Schauspieler) 4 TEIG 5 LESE 6 WIESO 8 HEIDELBEERE 9 UMS (kurz für um das und Umweltmanagementsystem) 10 SPEISE 11 TANSANIA (Mafia: zu Tansania gehörende Insel) 12 KAKI 14 WEICH 15 GRENZEN 19 ENTER (beim Computer) 21 WHAT (engl. f. was) 24 BHOPAL (Chemiekatastrophe 1984) 26 STAFFELN 27 KASSEL 28 TOOL 31 ROESTI 32 TANNEN 33 HEIA (-bett, in Deutschland auch anstelle Bett bzw. Heia) 36 METRO 38 TATAR 39 HERB (engl. f. Küchenkraut) 40 ERLE 41 MUSE 44 BAL (franz. f. Tanzlokal ohne Namen)

**Lösungswort** — **WUNDERMITTEL**

**EMS**  
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit  
erfolgreich in den Geschäftsbereichen  
Hochleistungspolymere  
Spezialchemikalien

# CERTINA

SWISS WATCHES SINCE 1888



POWER  
RESERVE



3+ DAYS  
OF RESERVE

DS

AUTOMATIK WERK

POWERMATIC 80 – HOHE GANGGENAUIGKEIT  
80-STUNDEN GANGRESERVE

[WWW.CERTINA.COM](http://WWW.CERTINA.COM)